Werk

Titel: Dokumentationen und Miszellen

Ort: Weimar

Jahr: 2001

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?503540463_0118|LOG_0036

Kontakt/Contact

Digizeitschriften e.V.
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

info@digizeitschriften.de

DOKUMENTATIONEN UND MISZELLEN

KATHARINA MOMMSEN

Ein in Amerika aufgetauchtes Buch und „Blättchen" Goethes für Zelter

Aus dem Nachlaß eines während des Hitlerregimes aus Deutschland nach Amerika ausgewanderten Goethe-Verehrers kam der Berichterstatterin ein wohlerhaltenes Exemplar von Goethes *Iphigenie* aus dem Jahre 1825 in die Hände. Dieser seltene, in Jena bei J. G. Schreiber hergestellte Abdruck zum 7. November 1825 ging auf die Initiative des Großherzogs Carl August zurück, der damit der 50. Wiederkehr von Goethes Ankunft in Weimar ein würdiges Denkmal setzen wollte. Darauf deutet auch der Titel: *Iphigenie von Goethe. Abdruck zur Feier des VII. November MDCCCXXV. Weimar.*[1] Um das Entdeckerglück voll zu machen, fand sich in diesem hellblauen Pappband ein Begleitschreiben Goethes eingeklebt. Dessen Untersuchung ergab, daß dies *Iphigenie*-Exemplar ein Geschenk des 76jährigen Dichters für seinen Berliner Freund Carl Friedrich Zelter war. Goethe schickte es ihm am 13. November 1825, worüber das Tagebuch gleichen Datums Auskunft gibt durch die Eintragung: „Nebenstehendes [...] übersendet worden: [An] Herrn Professor Zelter, Berlin, Iphigenie neuer Abdruck" (WA III, 10, S. 124).

Das diesem Geschenkexemplar der *Iphigenie* beigegebene Schreiben hatte Goethe seinem damaligen Sekretär Johann Christian Schuchardt diktiert, es jedoch eigenhändig mit „unwandelbar, / G" unterzeichnet. Der volle Wortlaut des bisher im Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter fehlenden Blättchens lautet:

> Nur ein Wort zur Begleitung des Beykommenden: Schönsten Dank für's Uebersendete, für die zwey Briefe und was Du sonst mir gut gemeint hast!
> In diesen Stunden ist mir unmöglich, mehr zu sagen.
> unwandelbar,
> G
> Weimar den 13ten November 1825.

Goethes Dank „für die zwey Briefe" bezog sich auf Briefe Zelters, die dieser am 5. und am 8. November abgeschickt hatte. Beide Sendungen waren vermutlich am 10. November in

[1] Vgl. Waltraud Hagen: *Die Drucke von Goethes Werken.* Berlin 1971, S. 132, Nr. 180.

Weimar eingetroffen,[2] denn unter diesem Datum verzeichnete das Goethesche Tagebuch: „Briefe von Zelter" im Plural (WA III, 10, S. 123). Goethes Formulierung „Schönsten Dank für's Uebersendete" galt zugleich den Teltower Rübchen, die Zelter, eingedenk der Vorliebe des Freundes für diese märkische Delikatesse, zusammen mit dem ersten der Briefe am 5. November abgeschickt hatte. Goethes Stoßseufzer: „In diesen Stunden ist mir unmöglich, mehr zu sagen", hing mit seiner Erschöpfung nach den ungeheuren Anstrengungen zusammen, die ihm das auf Carl Augusts Wunsch stattfindende Doppelfest der 50. Wiederkehr seiner Ankunft in Weimar und seines (eigentlich erst am 11. Juni 1826 fälligen) Dienstjubiläums abgefordert hatte. Daß er für den Zustand der Überanstrengung bei Zelter auf Verständnis rechnen konnte, wußte Goethe, denn dieser hatte ihm am 7. November 1825 geschrieben:

> Heut also ist der Tag und eben jetzt haben sie Dich in der Klemme. Holl wiß! alter Gesell und laß Dich machen; Noch einmal soll das starke Herz Stich halten. Es will schon was sagen! Ich habe an der Hälfte beinahe zu viel gehabt, bin aber noch so davon kommen daß es nur geritzt hat. Was mich gerettet hat war der Gedanke: die unschuldige Ursache abzugeben wodurch die Andern einen guten Tag haben. Und so wirst Du etwa auch tun – noscimus! (MA 20.1, S. 875)[3]

In solchen freundschaftlichen Reflexionen über Goethes 50. Jubiläum fuhr Zelter am 8. November fort:

> Wohl bekomme Dir die Brautnacht! Wenn solch ein Jubiläum keine Hochzeit ist so weiß ich keine: Du Weltbräutigam der Zeit und Ewigkeit! Der Herr segne Dein Geschlecht bis ins tausendmaltausendste Glied. Daß mein Champagner nicht ist geschont worden gehört in die Geschichte wenn ich nur recht hätte mittrinken können. (ebd.)

In der Tat war kein anderes Fest in des Dichters Leben von den Weimarern so gefeiert worden wie *Goethe's goldner Jubeltag. Siebenter November 1825* (dies der Titel einer auf das Jubiläumsfest bezüglichen Veröffentlichung von 1826), auch wenn Goethes Tagebuch unter diesem Datum nur lapidar „Feyerlichster Tag" vermerkt (WA III, 10, S. 122). Kein Wort darüber, daß er schon in der Frühe beim Öffnen des Fensters von einer Kapelle begrüßt worden war, daß vom Morgen an Delegationen sämtlicher Fakultäten der Universität Jena, Großherzog und Großherzogin, Erbgroßherzog und Erbgroßherzogin, die Prinzessinnen und zahllose andere Gratulanten in sein Haus geströmt waren, daß Riemer und Eckermann, die getreuen Helfer bei der Ausgabe letzter Hand, aus seiner Hand Doktordiplome empfangen hatten, daß an der Mittagstafel die Oberhofmeisterin Gräfin Henckel von Donnersmarck und die Hofdame Ulrike von Pogwisch als Wirtinnen fungierten, daß am Nach-

---

[2] Vgl. MA 20.1, S. 871–876, Nr. 482 u. 483.

[3] Im Kommentar zum *Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter* (MA 20.3, S. 700) heißt es zu: „Holl wiß!": „Die sprachliche Herkunft dieser Interjektion konnte nicht geklärt werden (‚wiß' im *Kleinen Brandenburg-Berliner Wörterbuch* mit der Bedeutung ‚fest', ‚sicher' verzeichnet); etwa im Sinn von ‚Bleib' fest!' ‚Halt' durch!' zu verstehen". – Ebd. wird auch „Stich halten" mit „sich als ausdauernd, zuverlässig erweisen" erklärt und „noscimus" mit „wir wissen (es)" übersetzt.

mittag das Hoftheater seine *Iphigenie* spielte und daß er selber bis zum dritten Akt dieser Aufführung beigewohnt, sich dann aber auf Rat seines Arztes Rehbein zurückgezogen hatte, weil nach dem Schauspiel sich wieder ein Kreis von Freunden um ihn versammelte, bis zuletzt die großherzogliche Hofkapelle vor seinem Hause inmitten der illuminierten Nachbarhäuser am Frauenplan, deren Bewohner aus eigener Initiative für festliche Beleuchtung gesorgt hatten, mit einer stimmungsvollen Nachtmusik das Jubelfest aufs feierlichste abschloß. „Nachklang und Erhohlung" vermerkt Goethes Tagebuch am darauffolgenden 8. November (WA III, 10, S. 122). Doch bereits am nächsten Tage heißt es wieder: „Fortgesetzte Glückwünsche, persönlich und schriftlich. Große Gesellschaft zu Mittage" (ebd.). Dieses Mittagsmahl wurde, wie Goethe es bei festlichen Anlässen liebte, nach jedem Gang mit einem Gesang durchwürzt.

Der 10. November war laut Tagebuch der „Recapitulation des Nächstvergangnen" gewidmet, der „Musterung der Geschencke", dem „Verzeichniß der Documente, Festgedichte und Sendschreiben" (ebd.) etc. Wiederum gab es Besucher, Mittagsgäste, sodann Beschäftigung mit eingetroffenen Sendungen. Unter diesem Datum vermerkt das Tagebuch das Eintreffen der „Briefe von Zelter und sonst[iges]. Das Versäumte nachgeholt und geordnet" (ebd., S. 123). Man spürt, wie der Dichter durch die ungeheure Menge der Glückwunschschreiben und Geschenke in jenen Tagen unter enormen psychisch-physischen Druck geriet: „Fortgesetzte Überlegung der nöthigen Erwiderungen. Vorbereitungen und Ausfertigungen deßhalb", heißt es am 11. November (ebd.).

Bei genauerem Hinsehen zeigt sich, daß Goethe inmitten all der turbulenten Ereignisse, die diese festlichen Novembertage 1825 mit sich brachten, zwei ihm besonders nahestehende Menschen in der Ferne durch spezielle Gaben und Freundschaftsbotschaften auszeichnete: es waren Marianne von Willemer und Zelter. Für die geliebte Freundin dichtete er am 12. November Erwiderungsverse zum Dank für das von einem zierlich aufgeklebten Feldblümchenkranz umgebene Gedicht *Zarter Blumen leicht Gewinde.*[4] Zelter hingegen empfing als einziger, soweit Goethes Tagebuch davon Kunde gibt, ein Geschenkexemplar des Abdrucks der *Iphigenie.* Für dies Geschenk bedankte sich Zelter am 22. November 1825 in einem schon Mitte November begonnenen Brief:

> Dienstag: den 22. 9br. So lange liegt das Papier als nun eben Deine liebe Iphigenie mit dem Blättchen darin vom 13 d ankommt. (MA 20.1, S. 877)

Mit „Blättchen" bezeichnet Zelter das Begleitschreiben Goethes, das hier vorgestellt wird.[5]

---

[4] WA I, 4, S. 268; MA 13.1, S. 125; FA I, 2. S. 808. – Vgl. *Marianne und Johann Jakob Willemer. Briefwechsel mit Goethe.* Hrsg. von Hans-J. Weitz. Frankfurt/M. 1965, S. 170, 171, 562, 831 f.

[5] Erstdruck im Auktionskatalog *Hebres & Triviales. Theil 7* von G. Kaldewey (Hamburg 1876), S. 11–12. – Im Kommentar zum Goethe-Zelter-Briefwechsel wird der Ausdruck „Blättchen" in diesem Brief (MA 20.3, S. 700 zu Nr. 483 a u. S. 701 zu Nr. 877, Zeile 6) auf Friedrich von Müllers *Prolog zu Goethes Iphigenie am 7. November 1825* bezogen und behauptet, dieser Müllersche *Prolog* sei in dem *Iphigenie*-Exemplar „eingeklebt" gewesen. Da sich keine Spur davon in Goethes Geschenkexemplar für Zelter findet, ist diese Behauptung zu revidieren, die vermutlich auf der Information von W. Hagen: *Die Drucke von Goethes Werken* (s. Anm. 1) basierte: „Manchen Expln. eingeklebt der *Prolog zu Goethe's Iphigenie am 7. November 1825.* Unterz.: *Friedrich von Müller*".

Dies beigefügte „Blättchen" war offenbar die Ursache dafür, daß die Post Goethes Geschenksendung dem Empfänger nicht als Paket, sondern mit der schon damals höheren Gebühr für Briefe berechnete, denn Zelter, der einige Tage später noch ein weiteres Exemplar der *Iphigenie* durch Friedrich von Müller als Geschenk des Großherzogs empfing[6], ärgerte sich über die durch das Begleitschreiben verursachten zusätzlichen Portokosten. Zwar hatte er sich am 22. November 1825 noch die Klage darüber verkniffen, als er für Goethes „liebe Iphigenie mit dem Blättchen darin" dankte, aber am 15. Dezember 1825 machte er aus seinem Herzen keine Mördergrube mehr:

> Wenn ich mit meinen kurz auf einander folgenden Briefen Löcher in Euren Beutel werfe; so räche Dich und laß mich wieder zahlen. Schickst Du mir aber Pakete so gib einen Brief *daneben.* Für die mir überschickte Iphigenie habe Einen Taler 9 Groschen und 9 Pfennige Postgeld bezahlt weil man es wahrscheinlich für so viele Briefe gehalten hat. (MA 20.1, S. 885)

Nach 125jährigem Verschwinden[7] tauchte „das Blatt wo Seine Hand geruht"[8] mit Goethes *Iphigenie* genau zu dem Zeitpunkt auf, als die Terrorhandlungen des 11. September 2001 den ganzen Erdball erschüttern und globale Katastrophengefühle auslösen. Bewegt von der bangen Frage, wo jetzt das Rettende wächst, liest man auch *Iphigenie auf Tauris* mit frisch geschärften Sinnen, und dabei zeigt sich nun, daß der Visionär Goethe schon in diesem ‚klassischen' Drama das Problem der Polarisierung von ‚Orient' und ‚Westen' behandelt, den Konflikt von Fremden, die einander mordbereit gegenüberstehen. Bemerkenswerterweise zeichnet Goethe die Repräsentanten des ‚Westens' keineswegs als ideale Menschen, als Hellenen, wie der Klassizismus sie zu sehen wünschte, sondern als fluchbeladene Geschlechter, auf denen der Gewissensdruck ihrer entsetzlichen, in der Vergangenheit verübten Untaten lastet. Dadurch erscheinen nicht nur die ‚Orientalen', die alle in ihr Land eindringenden Fremden ermordenden ‚Skythen', als Barbaren. Beide Gegner tragen barbarische Züge. In Goethes Sicht müssen beide gegnerischen Seiten ihre eigenen Sitten und ihr Verhalten zueinander ändern, wenn der auf ihnen lastende Fluch aufhören und drohende Katastrophen verhindert werden sollen. Keiner darf sich selbstgerecht einbilden, das Gute sei auf seiner und das Böse ausschließlich auf der Seite des anderen. Es scheint, als ahnte der Dichter schon hier, wie später im *West-östlichen Divan*, die Gefahren der Ost-West-Polarisation voraus. Die Schlußverse Iphigenies, die bei Goethe als Repräsentantin höchster abendländischer Kultur erscheint, enthalten des Dichters beschwörenden Hinweis auf die der Menschheit verbleibenden Rettungsmittel, um Frieden zwischen Angehörigen fremder Völker, Rassen, Religionen zu stiften und menschliche Katastrophen zu verhindern. Iphigenies Appell an Thoas, nicht „in Widerwillen" zu scheiden, „nicht auf ewig getrennt und abgeschieden" zu leben, sondern „ein freundlich Gastrecht" walten zu lassen, enthält auch einen Appell Goethes an uns, sich bei der Begegnung mit Fremden Iphigenies humane Haltung zum Beispiel zu nehmen:

---

[6] Am 27. November berichtete Zelter an Goethe: „[...] ich habe die Ehre, daß mir ein Exempl. der Iphigenie auf Befehl des Großherzogs durch den Kanzler Müller ist zugesendet worden" (MA 20.1, S. 880).

[7] Herrn Dr. Jürgen Bay ist der Hinweis zu danken, daß das Buch mit dem Blättchen in einem Auktionskatalog von Kaldewey von 1876 angeboten wurde. Danach blieb es verschwunden.

[8] Goethes Wendung angesichts einer Handschrift Friedrichs des Großen (vgl. MA 13.1, S. 75).

Bringt der Geringste deines Volkes je
Den Ton der Stimme mir in's Ohr zurück,
Den ich an euch gewohnt zu hören bin,
Und seh' ich an dem Aermsten eure Tracht;
Empfangen will ich ihn wie einen Gott,
Ich will ihm selbst ein Lager zubereiten,
Auf einen Stuhl ihn an das Feuer laden,
(V. 2158–2164)

In Zeiten des Terrorismus mag es weltfremd erscheinen, auf diese Verse hinzuweisen, die wie von einem anderen Planeten („Empfangen will ich ihn wie einen Gott") anmuten. Doch übertragen auf die heutigen Verhältnisse und das prosaische Zusammenleben in unserer Zeit, kann Goethes hier ausgesprochener Grundsatz, sich gegenseitig „ein freundlich Gastrecht" zu gewähren, sinngemäß seine Geltung behalten. Wer je Gelegenheit hatte, arabische Gastfreundschaft zu erleben, und weiß, wie tief diese Gastfreundschaft im religiösen Denken der Muslime verankert ist, vermag den Gedanken nicht völlig abzuweisen, daß die von Goethe empfohlene Haltung vielleicht das einzige Mittel ist, um ein friedliches Zusammenleben auf diesem immer kleiner werdenden Globus zu ermöglichen und unsere liebe Erde zu retten.

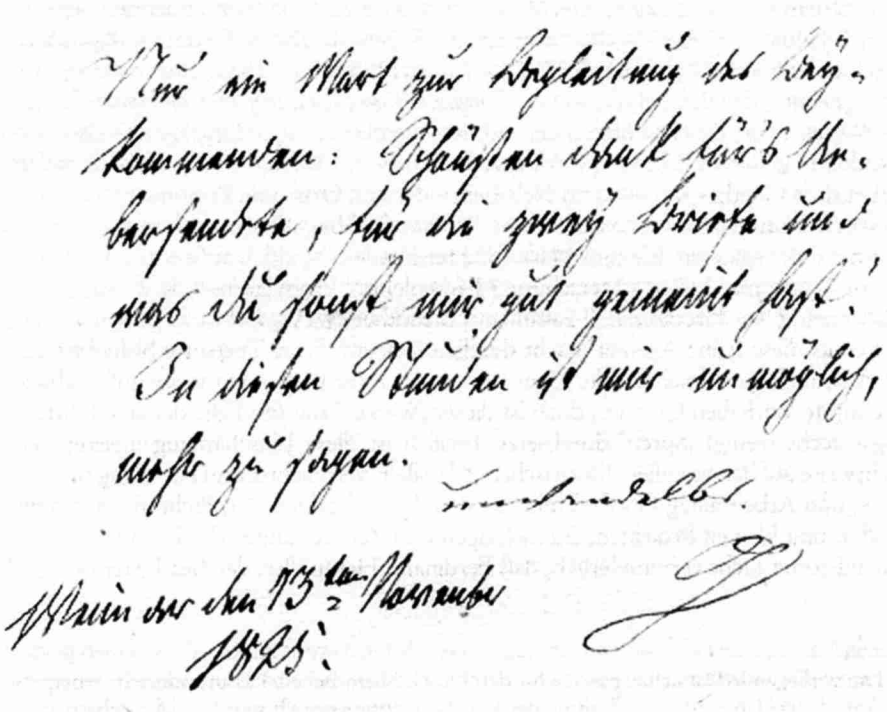


Abb. 9
Widmungsblatt für Carl Friedrich Zelter in Goethes Geschenkexemplar der *Iphigenie* aus dem Jahr 1825

SEBASTIAN DONAT

Arbeitspensum eines Achtundsiebzigjährigen. Eine unbekannte Agenda Goethes vom November und Dezember 1827[1]

Ich arbeite jeden Tag etwas weg,
aber es giebt des Stoffes so viel,
daß ich denselben sich kaum vermindern sehe.[2]

Das Anlegen von Agenden gehört zu den grundlegenden Elementen der Arbeits- und Lebensorganisation Goethes. Dies bestätigt schon ein kurzer Blick in die bisher vorliegenden Bände der historisch-kritischen Tagebuchedition sowie in die – freilich bisher noch vollständigere – dritte Abteilung der Weimarer Ausgabe. Zwar wird diesen Arbeitslisten dort erst ab dem Jahr 1802 eine eigene (Teil)Rubrik zugestanden, doch findet sich bereits unter dem 1. Januar 1782 der Tagebucheintrag: „Früh verschiednes in Ordnung. Agenda durchgesehn und überlegt" (GT I,1, S. 129). Im Januar 1790 nahm sich Goethe unter anderem die Fertigstellung der Bearbeitungen von *Torquato Tasso*, *Lila*, *Jery und Bätely* sowie *Faust* für die *Schriften* vor; daneben finden sich auf der Agenda aber auch Einträge wie „Bergwerck", „Schloß Bau" oder „Erotica" (WA III, 2, S. 323). Vom Anfang 1799 schließlich datiert eine Arbeitsliste Goethes, die mit dem Nebeneinander von Orts- und Personennamen, Titeln literarischer und naturwissenschaftlicher Werke, Sachbegriffen usw. bereits ein typisches Merkmal der späteren, bis zum März 1832 reichenden Agenden aufweist: „Agenda in Jena | vom 7. Jan. an. | Hiller. | Merseburg. | Farbenlehre | Propylaeen. 2. B. 1 Stück. | Faust. | Mahomet | Uber Piccolomini. | Sammler. | Bibliotheck | Tyger".[3]

Bereits diese frühe Agenda macht deutlich, warum dieser Textsorte bisher wenig Aufmerksamkeit gewidmet wurde. Denn sie enthält zwar fraglos Hinweise auf wichtige und wichtigste Vorhaben Goethes, doch ist dieser ‚Weizen' mit (im Falle der angeführten Liste sogar recht wenig) ‚Spreu' durchsetzt. Freilich ist diese Einschätzung unserer heutigen Sichtweise auf den vor allem literarischen ‚Klassiker' verpflichtet und hat wenig mit dem Lebens- und Arbeitsalltag Goethes mitsamt den dazugehörigen Verpflichtungen, Kontakten, großen und kleinen Projekten, Bündelungen und Zerstreuungen der Kräfte zu tun. Es erscheint somit nicht verwunderlich, daß Ferdinand Heitmüller, der Bearbeiter des 13. Ban-

---

1 Die vorliegende Darstellung ist die für den Druck überarbeitete Fassung einer Internetpräsentation, die im Jahre 1999 im Auftrag des Goethe-Instituts erstellt wurde. Siehe Sebastian Donat: *Das Goethe-Universum. Eine Agenda vom November und Dezember 1827.* URL: http://www.goethe.de/z/11/universum/deindex.htm (23.8.2001). Die Wiedergabe der Handschrift erfolgt mit freundlicher Genehmigung der Russischen Nationalbibliothek St. Petersburg.

2 Goethe an Sulpiz Boisserée, 27.2.1820 (WA IV, 32, S. 174).

3 GT II,1, S. 279. Siehe den Kommentar (GT II,2, S. 645).

des der III. Abteilung der Weimarer Ausgabe, den Abdruck der letzten Agenden Goethes mit Zurückhaltung, ja fast schon entschuldigend, einleitete:

> Man wird finden, dass sich in diesen Stücken, trotz der Datirungen, die sie in verschiedene Jahresabschnitte verweisen, mancherlei Wiederholung findet, aber der Gedanke, dass Anschauung in jedem Falle knapper und schon aus diesem Grunde besser als Beschreibung sein möchte, liess die Absicht sie mehr oder weniger zu kassiren nur vorübergehend aufkommen. (WA III, 13, S. 237)[4]

Wenn entgegen der skizzierten Praxis nachfolgend eine Agenda Goethes relativ ausführlich vorgestellt und kommentiert werden soll, so geschieht dies vor allem aus zwei Gründen.

Zunächst kann die Agenda vom 1. November und 1. Dezember 1827 allein deswegen Aufmerksamkeit für sich beanspruchen, weil es sich bei ihr um eine bisher unbekannte Handschrift Goethes handelt. Alle damals zugänglichen Arbeitslisten aus dem Zeitraum von 1827 bis 1832 sind in der Weimarer Ausgabe abgedruckt (WA III, 13, S. 238–277). Die hier vorgestellte Agenda befindet sich seit 1924 in den Beständen der Russischen Nationalbibliothek in Sankt Petersburg.[5] Sie paßt in die Lücke zwischen der nach bisherigem Kenntnisstand letzten Agenda von 1827 (datiert auf den 1. September) und der Arbeitsliste von Anfang Juli 1828 (WA III, 13, S. 241 f.).

Vor allem aber wird das Neben- bzw. Untereinander von knapp fünfzig zunächst disparaten Einträgen aus den unterschiedlichsten Arbeits- und Lebensbereichen Goethes hier als Chance gesehen, das Interessenspektrum und Arbeitspensum des Achtundsiebzigjährigen für den Zeitraum von nur zwei Monaten simultan präsent zu halten. Es reicht von der Pflege privater Kontakte bis zu entoptischen Experimenten, von alltäglichen Finanzangelegenheiten bis zur Mineralogie, vom aktuellen Gesellschaftsleben bis zur redaktionellen Betreuung der Ausgabe letzter Hand. Ein beträchtlicher Teil der Einträge steht dabei in direktem oder indirektem Zusammenhang mit dem letzten von Goethe herausgegebenen Heft (Bd. 6, H. 2, erschienen 1828) seiner Zeitschrift *Ueber Kunst und Alterthum*. Was diese Agenda nicht zuletzt veranschaulicht, ist die Orientierung gerade des späten Goethe auf das politische, wissenschaftliche und literarische Tagesgeschehen und seinen Versuch, den „freyen geistigen Handelsverkehr"[6] nach Kräften zu befördern.

---

[4] Auch in der neuen historisch-kritischen Edition der Tagebücher Goethes gehören die Agenden nur zu den peripheren Texten. Sie sollen zusammen mit anderen Schriftstücken, „die nur in einem weiteren Sinne dem Tagebuchcorpus zuzurechnen sind oder die sich keiner anderen Werkgruppe zuordnen lassen", im abschließenden Supplementband wiedergegeben werden (Jochen Golz: *Die Edition von Goethes Tagebüchern. Geschichte und Aufgaben*. In: GT I,1, S. V bis XVI; hier S. X).

[5] F. 781 (Archiv Tolstoj I. I.), № 1503.

[6] *Vorwort zu Carlyles „Leben Schillers"* (FA I, 22, S. 869–883; hier S. 870).

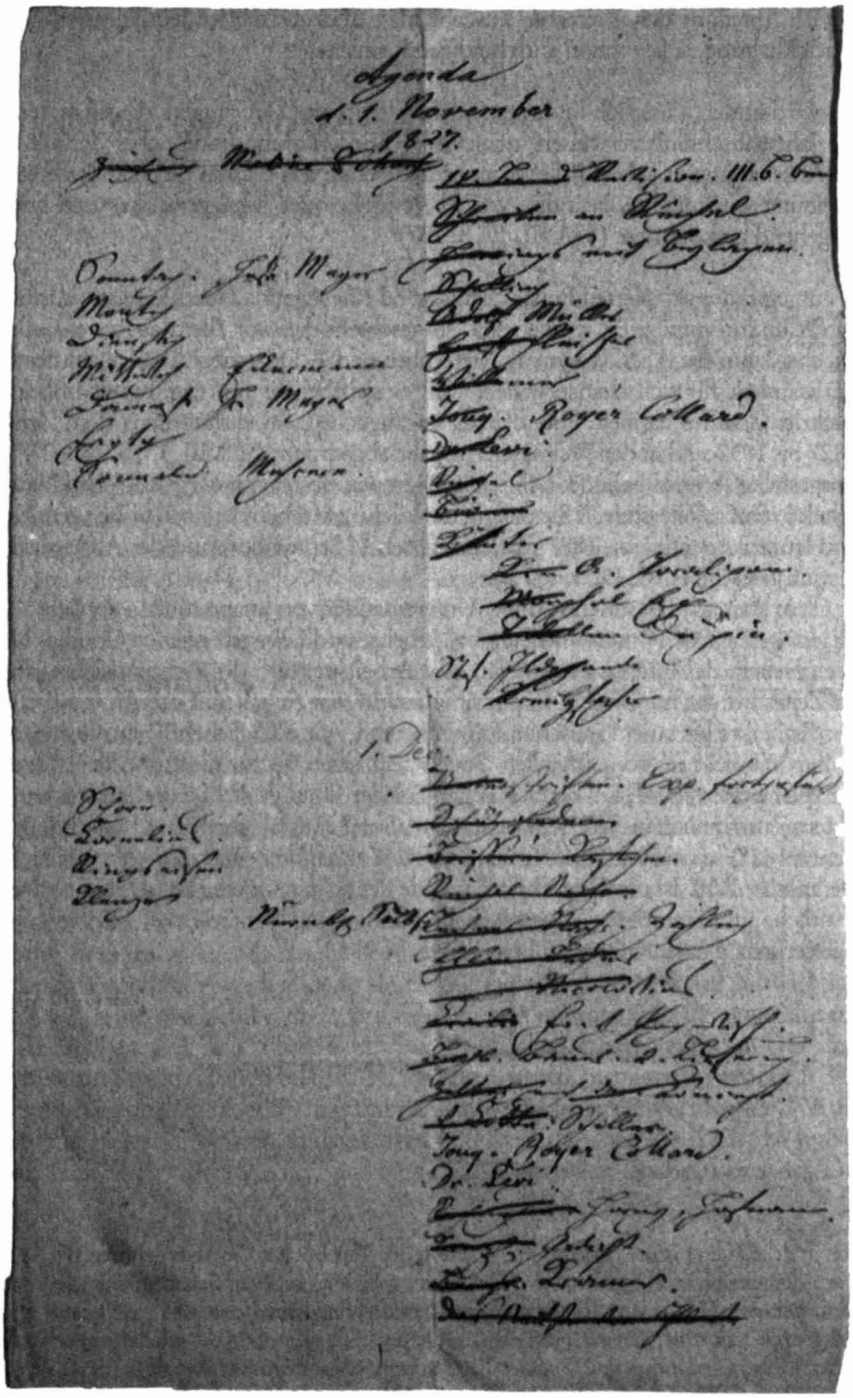


Abb. 10a
Johann Wolfgang Goethe: Agenda d. 1. November / 1. Dec. 1827, Russische Nationalbibliothek St. Petersburg

Agenda
d. 1. November
1827.

~~Zeichnung Meline Scharf~~

~~IV. Band~~ Revision. III. B. Bem [?]
~~Schreiben~~ an Reichel.
Sonntag. Hofr. Meyer ~~Hennings~~ mit Beylagen.
Montag ~~Schelling~~
Dienstag ~~Adolf~~ Müller
Mittwoch Eckermann ~~Ernst~~ Fleischer
Donnerstag H. Meyer ~~Willemer~~
Freytag ~~Jouy.~~ Royer Collard.
Sonnabend Mehrere ~~Dr. Levi.~~
~~Reichel~~
~~Börner~~
~~Kräuter~~
~~K. u~~ A. Paralipom.
~~Morphol~~ Exp.
~~Tabellen~~ Dupin.
Strf. ~~Ildegonde~~
~~Kreutzfahrer~~

1. Dec.

Schorn ~~Unterschriften.~~ Exp. fortgeführt
Cornelius. ~~Schütz Federn~~
Ringseisen ~~Boisserée Kästchen~~
Klenze ~~Reichel Nachr.~~
Nürnbg Subs. ~~Leehner Nachr.~~ Zahlung
~~Elkan Leehner~~
~~Nicolovius.~~
~~Cäcilia~~ Fr. v. Pogwisch.
~~Buchh.~~ Bauer. 2. Lieferung.
~~Zelter nach dem Concept.~~
~~B. Cotta.~~ Schiller.
Jouy. Royer Collard.
Dr. Levi.
~~Rechnungen.~~ Horny, Hofmann.
~~Canzl.~~ Gedicht.
~~Bergr.~~ Kramer.
~~das Neuste von Pluw.~~

Bei der Agenda handelt es sich um ein doppelt gefaltetes Blatt grobes Konzeptpapier im Folioformat. Die Notizen sind durchgehend von Goethes Hand, dabei überwiegend in roter (Z. 7–13 links sowie, mit wenigen Ausnahmen, Z. 22–39), zum Teil auch in schwarzer Tinte (Z. 1–3, 5–21 rechts sowie einzelne weitere Notizen). Durchgestrichene Einträge sind im Autograph als erledigt abgestrichen. Auf der Rückseite findet sich von fremder Hand in schwarzer Tinte die Notiz „Göthes Handschrift, erhalten [ein nicht entzifferbares Wort; S. D.] zu Weimar Ao 33". Wohl auf die Agenda bezieht sich der Tagebucheintrag Goethes vom 1. November 1827: „Sendungen vorbereitet. Einiges geordnet und notirt, was zunächst zu leisten sey" (WA III, 11, S. 131).

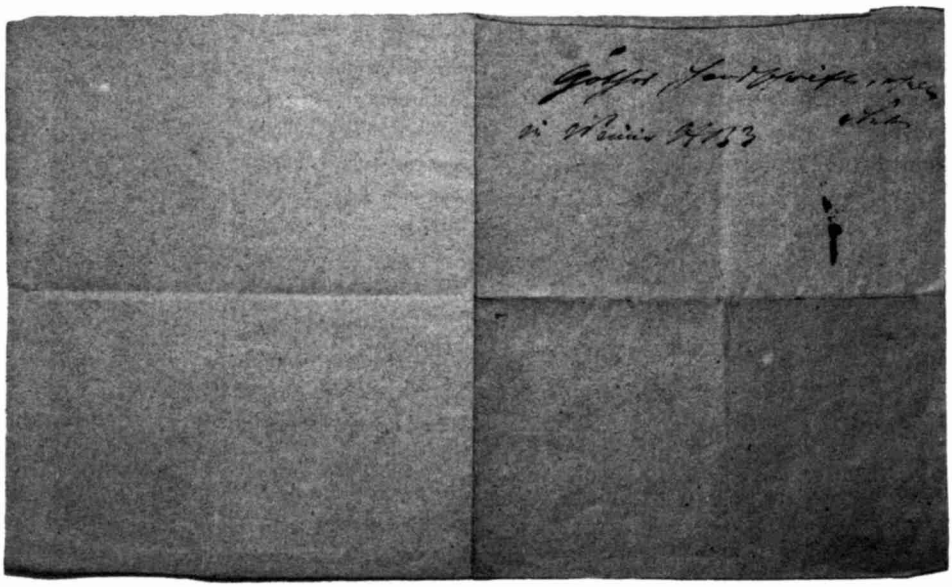


Abb. 10 b
Johann Wolfgang Goethe: Agenda d. 1. November / 1. Dec. 1827, Russische Nationalbibliothek St. Petersburg (Rückseite – im Original ein Blatt)

Kommentar:

Z. 1: *Agenda* – „was zu tun, zu besorgen, zu erledigen ist; mehrf[ach] zugl[eich] für dessen schriftl[iche] Fixierung".[7]

Z. 4: *Zeichnung Meline Scharf* – Der Eintrag Goethes bezieht sich wahrscheinlich auf Amalie (Meline) Henriette Scharff geb. Willemer (1788–1872), Tochter Johann Jakob Willemers aus erster Ehe, verheiratet mit Friedrich Scharff, Kaufmann in Frankfurt am Main. Über die schwere Krankheit ihrer Tochter Röschen (1806–1841) hatte Marianne von Willemer Goethe in ihrem Brief vom 9. Dezember 1827 berichtet und für sie um die Übersendung einer Mainansicht mit handschriftlicher Widmung gebeten.[8] Tatsächlich legte Goethe in seiner Antwort

[7] GWb, Bd. 1, Sp. 285.

[8] Siehe die entsprechende Passage aus dem Brief Marianne von Willemers an Goethe, 9. 12. 1827: „Die Tochter meiner guten Meline [Scharff], die nun schon 3 Jahre lang das Bett nicht verlassen konnte [...],

vom 3. Januar 1828[9] zwar nicht die gewünschte Zeichnung von Rosette Städel bei, dafür jedoch Darstellungen von seiner Stadtwohnung und seinem Gartenhaus mit den Versen „Warum stehen sie davor? ...“ und „Übermüthig sieht's nicht aus ...“[10]. Er kommentierte die Beilagen folgendermaßen:

> Ihrem neulich ausgesprochenen Wunsche, theuerste Freundin, kann ich leider nicht entgegen kommen, denn die Platte von jenen angenehmen Bildchen hat sich verloren, kein Abdruck ist mehr vorhanden; doch kann ich meine Bereitwilligkeit durch ein paar andere Aussichten mit Vergnügen beweisen, die freylich keinen freyen Fluß, keine bedeutende Stadt darzustellen hatten, vielmehr von Einfalt und Beschränkung das bescheidenste Zeugniß geben; vielleicht aber kann abgesonderte Ländlichkeit und gemäßigt-städtisches Wesen nicht besser ausgedruckt werden. Auch sehen Sie einige Reimzeilen von meiner Hand darunter geschrieben. Und so wird denn wohl dem guten Kinde, dem Sie jenes Christgeschenk zudachten, durch Gegenwärtiges zum neuen Jahr noch einige Freude. (WA IV, 43, S. 226)

Z. 5: *IV. Band Revision. III. B. Bem* [?] – Die Notiz bezieht sich auf die *Vollständige Ausgabe letzter Hand* – hier: die Oktavausgabe – von Goethes Werken, die ab 1827 bei Cotta in Stuttgart und Tübingen erschien. In seinem Brief an Carl Wilhelm Göttling, der an der Redaktion der Ausgabe letzter Hand beteiligt war, berichtete Goethe am 17. November 1827 über den Abschluß der Arbeiten am vierten Band: „Die Octavausgabe schreitet vor, die Correcturen zum vierten [Bande] sind abgegangen“ (WA IV, 43, S. 174).

Z. 6: *Schreiben an Reichel* – Dieser Eintrag steht im Zusammenhang mit Goethes Brief vom 24. November 1827 an Wilhelm Reichel (1783 – nach 1836), den Faktor und Korrektor der Augsburger Druckerei von Goethes Verleger Cotta, der sich ebenfalls auf die Ausgabe letzter Hand bezieht (WA IV, 43, S. 180 f.).

Z. 7 li.: *Sonntag. Hofr. Meyer* – Ein Besuch Johann Heinrich Meyers (1760–1832) bei Goethe an einem Sonntag ist in den Tagebuchaufzeichnungen vom November 1827 erst für den 25. November vermerkt (WA III, 11, S. 141). Wahrscheinlich bezieht sich die Notiz jedoch auf Anfang November. So sind für die Woche vom Sonntag, den 4. November bis zum Sonnabend, den 10. November 1827 die weiteren auf der Agenda erwähnten Besuche Eckermanns am Mittwoch (7. November; WA III, 11, S. 134) und Meyers am Donnerstag (8. November; ebd.) im Tagebuch Goethes eingetragen. Die Einladung Meyers für Sonntag, den 4. November, wird geplant gewesen sein, kam jedoch offenbar nicht zustande.

Z. 7 re.: *Hennings mit Beylagen* – Die Notiz bezieht sich auf Goethes Brief vom 27. November 1827 an den Juristen, Philosophen und Physiker Leopold Dorotheus von

---

würde es sehr glücklich machen, wenn Sie vielleicht noch eine jener kleinen Mainansichten entbehren und wohl gar mit ein paar Worten verschönern mögen; ich bin überzeugt, das Christkindchen würde ihr nichts Lieberes bringen“ (*Marianne und Johann Jakob Willemer. Briefwechsel mit Goethe. Dokumente. Lebens-Chronik. Erläuterungen.* Hrsg. von Hans-J. Weitz. Frankfurt/M. 1965, S. 192).

9 Willemer-Briefwechsel (Anm. 8), S. 192 f. sowie WA IV, 43, S. 226–228.

10 FA I, 2, S. 864 u. 526. Die Stiche sind wiedergegeben in *Goethes Leben in Bilddokumenten.* Hrsg. von Jörn Göres. München 1981 (Repr. Augsburg 1999), S. 146 f., Abb. 234 u. 236.

Henning gen. von Schönhoff (1791–1866), ab 1825 Philosophieprofessor in Berlin. Henning, Goethes ‚chromatischer Freund',[11] gehörte zu den wenigen etablierten zeitgenössischen Akademikern, die Goethes *Farbenlehre* nicht nur akzeptierten, sondern sogar förderten und verbreiteten. Wohl während seines Besuchs in Weimar im September 1827 hatte Henning Goethe auf eine neue entoptische Versuchsanordnung aufmerksam gemacht. Am 24. November 1827 notierte Goethe in seinem Tagebuch: „Promemoria an Herrn von Hennings auf entoptische Versuche bezüglich" (WA III, 11, S. 140). Er beschrieb in seinem Brief an Henning (WA IV, 43, S. 190–193) ausführlich die erfolgreiche Durchführung des Experiments und regte den Adressaten dazu an, den Versuch selbst nachzuvollziehen. Dazu diente nicht zuletzt die auf der Agenda erwähnte „Beylage": eine Skizze der Versuchsanordnung.[12]

Z. 8 li.: *Montag* – Vgl. den Kommentar zu Z. 7 li.

Z. 8 re.: *Schelling* – Nach zwölfjähriger Pause hat Goethe dem 1827 von König Ludwig I. als Professor nach München berufenen Friedrich Wilhelm Joseph Schelling (1775–1854) am 26. Oktober 1827 geschrieben.[13] Kanzler von Müller, der sich zu dieser Zeit in München aufhielt, berichtet in seiner Tagebuchaufzeichnung vom 31. Oktober 1827 über Schellings Reaktion auf diesen Brief:

> Bey Schelling war eben ein Brief von Göthe [...] eingetroffen, der grose Freude machte. Ich mußte den ganzen Hergang des 28. Aug. erzählen [Ludwig I. hatte überraschend an der Feier zu Goethes 78. Geburtstag in Weimar teilgenommen; S. D.] und versprechen, mein Gedicht zu senden. Schelling hegt grose Hoffnungen vom König, traut ihm tiefe Plane und Combinationen, grose Vestigkeit zu. „Goethe ist seit dem 28. Aug. nun auch der unsrige, Mitgenosse, Mitverbündeter der ganzen neuen Periode rühmlicher Bestrebungen." Der König wollte ihm gleichsam im voraus Mitgenuß der Zukunft geben. Andren Theils habe der König der Welt durch diese Reiße Pfand und Bürgschaft seiner ächten Gesinnung gegeben.[14]

Z. 9 li.: *Dienstag* – Vgl. den Kommentar zu Z. 7 li.

Z. 9 re.: *Adolf Müller* – Bezug nicht ermittelt.

Z. 10 li.: *Mittwoch Eckermann* – Besuche von Johann Peter Eckermann (1792–1854) sind in Goethes Tagebuch vermerkt für die ersten drei Mittwoche im November (7., 14. u. 21. 11. 1827[15]). Vgl. den Kommentar zu Z. 7 li.

Z. 10 re.: *Ernst Fleischer* – Ernst Gerhard Fleischer (1799–1832), Verleger und Buchhändler in Leipzig, besuchte Goethe am 11. Oktober 1827 und überreichte ihm ein Widmungsexemplar des *Parnasso Italiano* (hrsg. von Gottlob Heinrich Adolph Wagner, Leipzig 1826). Carl Victor Meyer, damals ebenfalls bei Goethe zu Gast, beschreibt dessen Reaktion darauf:

---

11 Siehe Goethes Tagebuch, 21. 8. 1828 (WA III, 11, S. 266 f.).

12 Wiedergegeben in WA IV, 43, S. 387.

13 WA IV, 43, S. 125 f.; vgl. Tagebuch, 26. 10. 1827 (WA III, 11, S. 128).

14 Kanzler von Müller: *Unterhaltungen mit Goethe.* Kritische Ausgabe. Besorgt von Ernst Grumach. Weimar 1956, S. 171.

15 Siehe WA III, 11, S. 134, 136 u. 139.

Am Donnerstag abend [11. Oktober] ließ sich der Buchhändler Fleischer aus Leipzig anmelden und überreichte ihm beim Abschiede ein schönes Kästchen, worin sich, zierlich in Maroquin gebunden, seine neueste Ausgabe der italienischen Klassiker befand, mit folgender Dedication:
„Al Principe del Poetica", Goethen,
worüber sich der Alte gewaltig freute.[16]

Bereits am folgenden Tag notierte Goethe: „Secretär Kräuter wegen der Fleischerischen Angelegenheiten" (WA III, 11, S. 124). Als Zeichen, „womit ich besser als mit Worten den freudigen Dank ausdrückte, welchen ich bey'm Anblick der herrlichen Gabe empfinde, die Sie mir verleihen wollen" (Goethe an Gottlob Heinrich Adolph Wagner, 29. 10. 1827; WA IV, 43, S. 138), übersandte Goethe an den Herausgeber und den Verleger des ihm gewidmeten Buches ein „Kästchen mit Kunstarbeiten in Metall Werth 10 Rthlr. an Herrn Adolph Wagner in Leipzig, inliegend ein Futteral mit Bronzemedaillen für Ernst Fleischer in Leipzig" (Tagebuch, 3. 11. 1827; WA III, 11, S. 132).[17]

Z. 11 li.: *Donnerstag H. Meyer* – Meyers Besuch bei Goethe ist im Tagebuch vermerkt für Donnerstag, den 1. November 1827 (WA III, 11, S. 131), aber auch für die beiden folgenden Donnerstage (ebd., S. 134 u. 137). Vgl. den Kommentar zu Z. 7 li.

Z. 11 re.: *Willemer* – Der Eintrag steht wohl im Zusammenhang mit den beiden Briefen Marianne von Willemers (1784–1860) an Goethe vom 24. November und 9. Dezember 1827.[18] Goethe beantwortete sie am 3. Januar 1828. Vgl. den Kommentar zu Z. 4.

Z. 12 li.: *Freytag* – Vgl. den Kommentar zu Z. 7 li.

Z. 12 re.: *Jouy. Royer Collard* – Die Einträge beziehen sich wohl auf den französischen Dramatiker und Operndichter Victor-Joseph-Étienne Jouy (1764–1846) sowie auf den französischen Philosophen und Staatsmann Pierre Paul Royer-Collard (1763–1845).

Goethe besaß Jouys *L'Hermite de la chaussée – d'Antin ou Observations sur les mœurs et les usages parisiens au commencement du XIX^e siècle*[19]. Im Gespräch mit dem französischen Historiker, Musik- und Kunstschriftsteller Ludovic Vitet zollte Goethe diesem Werk im April 1827 höchstes Lob.[20] – Möglicherweise steht der Eintrag auf der Agenda im Zusammenhang mit dem Münchenaufenthalt von Carl Friedrich Zelter im September und Oktober 1827 sowie dessen anschließendem Besuch in Weimar. In seinem Brief an Goethe vom 27. bis 30. September 1827 berichtete Zelter über eine Münchner Aufführung der Oper *Die Vestalin* unter der Leitung des Komponisten und Berliner Generalmusikdirektors Gaspare Spontini – das Libretto zu dieser preisgekrönten Oper stammte von Jouy.[21]

---

16 Gespräche, Bd. 3.2, S. 229–231; hier S. 231, Nr. 6088.

17 Vgl. Rudolf A. Fleischer: *Die Buchhändlerfamilie Fleischer in der Zeit Goethes.* Leipzig 1937, S. 115–118.

18 Willemer-Briefwechsel (Anm. 8), S. 189–192.

19 5 Bde. Paris 1814–15; siehe *Goethes Bibliothek. Katalog.* Bearb. von Hans Ruppert. Weimar 1958 (Repr. Leipzig 1978), S. 226, Nr. 1592.

20 Gespräche, Bd. 3.2, S. 108, Nr. 5961.

21 Siehe MA 20.1, S. 1054 sowie den Kommentar (MA 20.3, S. 277).

Die Erwähnung Royer-Collards bezieht sich wahrscheinlich auf dessen politische Tätigkeit: Von 1815 bis 1839 war er liberaler Abgeordneter der französischen Deputiertenkammer. Die politischen Wirren in Frankreich im Winter 1827/28 (Auflösung der Deputiertenkammer am 5. November 1827, Ausfall der Neuwahlen, Einsetzung eines liberalen Kabinetts durch Karl X. am 4. Januar 1828) sind in Goethes Tagebuchaufzeichnungen und Briefen dieser Zeit an vielen Stellen präsent.[22]

Z. 13 li.: *Sonnabend. Mehrere* – Vgl. den Kommentar zu Z. 7 li. Für Sonnabend, den 10. November 1827, vermerkt Goethes Tagebuch die Besuche von Friedrich Wilhelm Riemer, Carl Vogel und James Henry Lawrence (WA III, 11, S. 135).

Z. 13 re.: *Dr. Levi* – Die Zuordnung dieser Notiz muß offenbleiben. Im Kontext der Briefe und Tagebucheinträge Goethes findet sich keine weitere Erwähnung eines „Dr. Levi".

Z. 14: *Reichel* – Vgl. den Kommentar zu Z. 6.

Z. 15: *Börner* – Vom März 1827 an hat Goethe wiederholt bei dem Leipziger Maler und Kunsthändler Carl Gustav Börner (1790–1855) Graphiken bestellt. Am 30. Oktober 1827 wird im Tagebuch die Durchsicht einer solchen Sendung vermerkt (WA III, 11, S. 130), die neben im August bestellten Werken von Giulio Romano, Jakob Philipp Hackert und anderer[23] „eine Mappe mit Zeichnungen zur Auswahl" enthielt (WA IV, 43, S. 369). Am 8. November 1827 sandte Goethe Börner Aufstellungen über daraus anzukaufende Stücke[24] und bat am selben Tag den Weimarer Bankier Julius Elkan um die Überweisung des Betrags (WA IV, 43, S. 159 f.). In seinem Brief an Börner vom 21. November 1827 schickte er die restlichen Zeichnungen an diesen zurück.[25]

Z. 16: *Kräuter* – Die folgenden drei Einträge (Z. 17–19) stellen möglicherweise Aufträge Goethes an seinen Sekretär Friedrich Theodor Kräuter (1790–1856) dar.

Z. 17: *K. u A. Paralipom.* – Goethe beschäftigte sich zu dieser Zeit intensiv mit der Vorbereitung des zweiten Heftes des sechsten Bandes seiner Zeitschrift *Ueber Kunst und Alterthum.* – Als „Paralipomenon" (von griech. paraleípein: auslassen) bezeichnete Goethe „einstweilen beiseitegelegte, nicht zum Druck gegebene oder zur Veröffentlichung ungeeignete [Texte], deren eventuelle spätere Publikation er dem Urteil seiner literarischen Nachlaßverwalter überließ".[26] Für das zweite Heft des sechsten Bandes von *Ueber Kunst und Alterthum* sind mehrere solche Paralipomena überliefert (FA I, 22, S. 689–717).

Z. 18: *Morphol. Exp.* – Die Zuordnung dieser Notiz muß offenbleiben.

Z. 19: *Tabellen Dupin* – Goethe entlieh die Schrift des französischen Mathematikers, Ingenieurs und Nationalökonomen Pierre Charles François Baron de Dupin (1784–1873) *Forces productives et commerciales de la France* vom 4. Oktober 1827

---

22 Siehe Goethe an den Grafen Kaspar von Sternberg, 27.11.1827 (WA IV, 43, S. 185 f.) sowie an Carl Friedrich von Reinhard, 28.1.1828 (ebd., S. 267 f.).

23 Siehe Goethe an Carl Gustav Börner, 17.8. u. 11.9.1827 (WA IV, 43, S. 24 f. u. 57 f.).

24 Siehe WA IV, 43, S. 157 f. sowie Tagebuch (WA III, 11, S. 134).

25 Siehe WA IV, 43, S. 176 sowie Tagebuch, 20.11.1827 (WA III, 11, S. 139).

26 Gero von Wilpert: *Goethe-Lexikon.* Stuttgart 1998, S. 807. Vgl. Anne Bohnenkamp: *Zur Verwendung des Begriffs „Paralipomena".* In: dies.: *„... das Hauptgeschäft nicht außer Augen lassend". Die Paralipomena zu Goethes „Faust".* Frankfurt/M., Leipzig 1994, S. 57–66.

bis 18. April 1828 aus der Weimarer Bibliothek.[27] Seine Lektüre bezeugen die Tagebucheinträge vom 26. September 1827 und – im vorliegenden Kontext einschlägig – 19. November 1827 (WA III, 11, S. 115 u. 138) sowie Goethes Brief an Dupin vom 12. Oktober 1827 (WA IV, 43, S. 105 f.). Möglicherweise im Zusammenhang mit den von Goethe auf der Agenda notierten ‚Tabellen' steht eine Zusammenkunft in seinem Haus am 16. November 1827, die in Frédéric Sorets Brief an Pierre Dumont vom 10. Dezember 1827 beschrieben wird:

> Neulich traf ich ihn [Goethe] damit beschäftigt, die Bevölkerungslisten des Großherzogtums Ort für Ort durchzusehen, und daneben die der Kinder, die eine Schule besuchen; er drückte mir die Feder in die Hand, und ich mußte die Zahlen eintragen; wir fanden Gemeinden, in denen ein Viertel, sogar fast ein Drittel der Einwohnerschaft zur Schule geht, ein Beweis einmal für die ungeheure Bevölkerungszunahme [...], dann auch für das Interesse, das man der Schule entgegenbringt. Als zweites Ergebnis zeigte sich, daß im Großherzogtum Sachsen-Weimar, ganz im Gegensatz zu der Feststellung Dupins [in seiner Karte vom Kulturzustand Frankreichs im Anhang der *Forces productives et commerciales de la France*; S. D.], gerade die Gebirgsgegenden es sind, die sich am meisten der Wohltaten des Schulunterrichts erfreuen; im Flachland ergibt sich als Verhältniszahl ein Achtel oder ein Zehntel; in Frankreich ist dies das Maximum.[28]

Z. 20 f.: *Strf. Ildegonde | Kreutzfahrer* – Goethe und der Berliner Beamte, Schriftsteller und Übersetzer Adolph Friedrich Carl Streckfuß (1778–1844) standen seit 1824 in Verbindung und hatten sich im September 1827 in Weimar persönlich kennengelernt. Die auf Goethes Anfrage hin[29] verfaßten Aufsätze *Manzoni's Roman: Die Verlobten* und *Antonio Foscarini tragedia di G. B. Niccolini* hatte ihm Streckfuß Mitte November zugeschickt. Sie wurden im zweiten Heft des sechsten Bandes von *Ueber Kunst und Alterthum* abgedruckt (FA I, 22, S. 420–423 u. 423–426). In seinem Brief an Streckfuß vom 26. November 1827 (WA IV, 43, S. 182–184) bedankte sich Goethe und übersandte ihm zugleich die beiden auf der Agenda vermerkten Werke des italienischen Dichters Tommaso Grossi (1790–1853): das 1820 erschienene Rittergedicht *Ildegonda* und das dreibändige Heldengedicht *I Lombardi alla prima crociata* (*Die Lombarden auf der ersten Kreuzfahrt*, 1826) mit der vorsichtigen Bitte um eine Rezension für das nächste Heft von *Ueber Kunst und Alterthum*. Das Gedicht *Ildegonda* hatte bereits 1821 großes Interesse wie auch beträchtlichen Widerwillen bei Goethe ausgelöst[30] – diese Ambivalenz zeigt sich auch im angeführten Brief an Streckfuß:

---

[27] Siehe *Goethe als Benutzer der Weimarer Bibliothek. Ein Verzeichnis der von ihm entliehenen Werke.* Bearb. von Elise von Keudell, hrsg. von Werner Deetjen. Weimar 1931 (Repr. Leipzig 1982), S. 297, Nr. 1872.

[28] Frédéric Soret: *Zehn Jahre bei Goethe. Erinnerungen an Weimars klassische Zeit. 1822–1832.* Zusammengestellt u. übers. von H. H. Houben. Leipzig 1929 (Repr. Hildesheim, Zürich, New York 1991), S. 215. Vgl. auch die Erwähnung von Dupins Karte in Eckermanns Gespräch mit Goethe, 23. 10. 1828 (FA II, 12, S. 681 f.).

[29] Siehe Goethe an Streckfuß, 27. 10. 1827 (WA IV, 43, S. 135–137).

[30] Siehe *Tag- und Jahres-Hefte 1821* (FA I, 17, S. 330 f.).

> ich durfte es nicht zum zweytenmale lesen, weil es mir Einbildungskraft und Gefühl zu sehr verletzte. Dabey aber konnt ich ein bedeutendes poetisches Talent, Fähigkeit und Fertigkeit, Situationen der mannichfaltigsten Art kräftig darzustellen, nicht verkennen. (WA IV, 43, S. 183)

Auf das epische Gedicht *I Lombardi alla prima crociata*, das 1843 als Vorlage für das Libretto zu Giuseppe Verdis gleichnamiger Oper diente, ist Goethe wohl über die Verbindungen Carl Augusts mit Gaetano Cattaneo aufmerksam gemacht geworden.[31] Verstärkt wurde sein Interesse möglicherweise durch die intensive Lektüre von Alessandro Manzonis *I promessi sposi* (*Die Verlobten*, 1825/26) im Juli und August 1827. Im elften Kapitel dieses Romans zitierte Manzoni einen Vers aus Grossis Heldengedicht und weckte mit dem folgenden Kommentar die Neugierde seiner Leser:

> Jener Vers stammt übrigens – wenn das jemand wissen möchte – aus einem unveröffentlichten, verteufelt guten Werk über Kreuzzüge und Lombarden, das schon bald nicht mehr unveröffentlicht sein wird und einiges Aufsehen erregen dürfte.[32]

In seinem Brief vom 31. Dezember 1827 urteilte Streckfuß über Grossis Gedichte, „daß ein wahrhaft eminentes Talent zwey sehr schlechte und ganz verwerfliche Werke geliefert hat".[33] Eine Rezension für *Ueber Kunst und Alterthum* kam nicht zustande.

Z. 23 li.: *Schorn* – In seinem Brief vom 27. Oktober 1827 hatte Goethe den sich in München aufhaltenden Kanzler von Müller um Nachrichten für das zweite Heft des sechsten Bandes von *Ueber Kunst und Alterthum* gebeten (WA IV, 43, S. 130). Müller notierte in seinem Münchner Tagebuch unter dem 2. November 1827 einen Besuch bei Johann Karl Ludwig Schorn (1793–1842), Kunsthistoriker, Professor der Kunstgeschichte in München, seit 1820 Herausgeber des Kunstblattes zu Cottas *Morgenblatt für gebildete Stände*: „Gegen 6 Uhr bey Schorns. Correspondenz mit Göthe eingeleitet".[34] Als er Ende November von seiner Reise zurückkehrte, brachte Müller von Schorn für Goethe folgendes mit:

> [...] acht Tafeln zu dem von Cotta übernommenen Werke Zahns „Neu entdeckte Wandgemälde in Pompeji in 40 Steinabdrücken" [...], ferner mehrere Bildertafeln zu den gleichfalls bei Cotta erscheinenden „Antiken Bildwerken" von Friedr. Wilh. Eduard Gerhard [...]. (WA IV, 44, S. 344)

---

31 Siehe Cattaneo an Carl August, 15.11.1825 (*Weimar und Mailand. Briefe und Dokumente zu einem Austausch um Goethe und Manzoni*. Hrsg. von Hugo Blank. Heidelberg 1992, S. 271–273).

32 Alessandro Manzoni: *Die Verlobten. Eine Mailändische Geschichte aus dem siebzehnten Jahrhundert*. Übers. von Ernst Wiegand Junker. München 1989, S. 276. Vgl. *Opere di Alessandro Manzoni*. Hrsg. von Lanfranco Caretti. Mailand ³1967, S. 404. Manzonis Zitat aus *I Lombardi alla prima crociata* betrifft Vers 5 aus der 16. Strophe des 10. Gesanges (vgl. Tommaso Grossi: *Opere poetiche*. Hrsg. von Raffaele Sirri. Neapel 1972, S. 224).

33 *Weimar und Mailand* (Anm. 31), S. 379.

34 Von Müller (Anm. 14), S. 171.

Goethe vermerkte seine Beschäftigung mit den Münchner Sendungen im Tagebuch vom 28. bis 30. November 1827 (WA III, 11, S. 142 f.). Beide genannten Werke wurden im zweiten Heft des sechsten Bandes von *Ueber Kunst und Alterthum* von Heinrich Meyer besprochen (FA I, 22, S. 440 f.).

Z. 23 re.: *Unterschriften. Exp. fortgeführt* – Die Eintragungen stehen möglicherweise im Zusammenhang mit folgenden Tagebuchnotizen Goethes: „Die Munda der Berichte unterschrieben" (4. 12. 1827; WA III, 11, S. 144) und: „Vieles zu nächster Expedition vorgesprochen und vorbereitet" (5. 12. 1827; ebd., S. 145). Aufgrund des allgemeinen Charakters der Notizen ist ihre Zuordnung nicht mit Sicherheit möglich.

Z. 24 li.: *Cornelius* – In Goethes Tagebuch findet sich unter dem 1. Dezember 1827 der Eintrag: „Kamen die Kupfer zu Faust von Cornelius von Frankfurt an" (WA III, 11, S. 143). Goethe kannte die *Faust*-Illustrationen von Peter Joseph Cornelius (1783–1867), Maler im Umkreis der Nazarener, seit 1825 Direktor der Kunstakademie in München, bereits seit Mai 1811. Sie erschienen 1816, gestochen von Ferdinand Ruscheweyh, in Frankfurt am Main. Schon im zweiten Heft von *Über Kunst und Alterthum* (1817) waren sie in Heinrich Meyers von Goethe mitverantworteter Streitschrift *Neu-deutsche religios-patriotische Kunst* besprochen worden.[35] In seinem Aufsatz *Nauwerk, Bilder zu Faust* im 1828 erschienenen zweiten Heft des sechsten Bandes seiner Kunstzeitschrift erwähnte Goethe sie zusammen mit den *Faust*-Illustrationen von Moritz Retzsch und Eugène Delacroix nochmals als „Zeugnisse einer ehrenvollen Theilname" (FA I, 22, S. 514). Gleichwohl äußerte sich Goethe im Gespräch mit dem Münchner Hofmaler Karl Joseph Stieler im Frühjahr 1828 kritisch über Cornelius' Illustrationen:

> Vergebens war Stielers Bemühen, den Weimarer Olymp in seiner festgewurzelten Überzeugung zu erschüttern. Goethe kannte die neueren Leistungen [in der bildenden Kunst; S. D.] nur unvollkommen; für das aber, was er von ihnen kannte, besaß er das nötige Verständnis nicht; sonst wäre es unmöglich gewesen, dem Stielerschen Lobe des Faust von Cornelius das Bekenntnis entgegenzusetzen: „Ich mag darum (nämlich weil es ihm an der technischen Vollkommenheit fehle) Cornelius' Faust nicht leiden; es tritt nicht auseinander, er ist mir zu altdeutsch".[36]

Z. 24 re.: *Schütz Federn* – Der Eintrag bezieht sich auf Schreibfedern, die Goethe dem Berkaer Organisten und Badeinspektor Johann Heinrich Friedrich Schütz (1779–1829) im Dezember 1827 zukommen ließ. Drei Tagebucheinträge Goethes stehen im direkten Zusammenhang mit der Agendanotiz: „Die drey Federn für Herrn Schütz ausgefertigt" (4. 12. 1827; WA III, 11, S. 144), „Herrn Bade-Inspector Schütz die bescheinigten Federn abgesendet" (5. 12. 1827; ebd., S. 145) sowie „Inspector Schütz von Berka. Seine Freude über die wohlausgestatteten Federn bezeugend" (19. 12. 1827; ebd., S. 150). – Ende September 1827, also im unmittelbaren zeitlichen Kontext der Agenda, war Goethe mit Eckermann bei Schütz in Berka zu Gast gewesen.[37] Vor allem als Kenner und Interpret der da-

---

35 Siehe FA I, 20, S. 105–129; hier S. 120.

36 Gespräche, Bd. 3.2, S. 320, Nr. 6206.

37 Siehe Goethes Tagebuch, 24. 9. 1827 (WA III, 11, S. 114).

mals nahezu vergessenen Werke Johann Sebastian Bachs war Schütz, der auch Autographen des Komponisten besaß, für Goethe von großer Bedeutung.[38]

Z. 25 li.: *Ringseisen* – Der Eintrag steht aller Wahrscheinlichkeit nach im Zusammenhang mit Goethes weitreichender Beschäftigung mit der Mineralogie. Kanzler von Müller traf den Medizinprofessor Johann Nepomuk von Ringseis (1785–1880) und seine Frau Friederike (1791–1877) während seines Aufenthalts in München am 25. Oktober und 8. November 1827.[39] Offenbar gab Ringseis Müller für Goethe Gesteinsproben mit, denn am 1. Dezember 1827 notierte dieser in seinem Tagebuch: „Die Münchner Mineralien besehen und beurtheilt" (WA III, 11, S. 143). Am 4. Dezember 1827 übersandte sie Goethe dem Jenaer Bibliotheks- und Museumsschreiber Johann Michael Christoph Färber und schrieb im Begleitbrief dazu: „Hiebey erfolgt Abrazit vom Capo di Bove, zwey Stücke. Ein Schächtelchen mit Augiten, Beyde von Herrn von Ringseisen in München" (WA IV, 51, S. 543). – Die Augiten sollten dabei auf Goethes besonderes Interesse gestoßen sein, hatte er sich doch – zusammen mit dem Mineralogen Frédéric Soret – mit diesem zur Gruppe der Pyroxene gehörenden Silikat von Calcium, Magnesium und Eisen wiederholt, wie z. B. in der Studie *Der Wolfsberg* (1824) oder in dem (erst postum veröffentlichten) Aufsatz *Von den Augiten insbesondere*, beschäftigt.

Z. 25 re.: *Boisserée Kästchen* – Möglicherweise steht der Eintrag im Zusammenhang mit den Gipsabdrücken der Gemmensammlung des Barons Philipp von Stosch, geliefert in fünf Mahagonikästchen, die Goethe im Juli 1827 erworben hat.[40] Er erwähnte sie in seinem Brief an Sulpiz Boisserée (1783–1854) vom 11. November 1827:

> Von Kunstwerken acquirirte ich bedeutende ältere Zeichnungen und verschaffte mir die Abdrücke der Stoschischen Sammlung, welche in Berlin sehr lobenswerth gefertigt und, nach dem alten Winckelmannischen Katalog geordnet, in zierlichen Kästchen ausgegeben werden [...]. (WA IV, 43, S. 162)

Wohl im Februar 1828 verfaßte Goethe für das zweite Heft des sechsten Bandes von *Ueber Kunst und Alterthum* die kurze Besprechung *Verzeichniß der geschnittenen Steine*, die sich auf den im Brief genannten Winckelmannschen Katalog der Stoschischen Gemmensammlung bezieht.[41]

Z. 26 li.: *Klenze* – Auch dieser Eintrag auf der Agenda steht wohl im Zusammenhang mit der Münchenreise des Kanzlers von Müller im Oktober/November 1827, über die er Goethe am 27. und 28. November Bericht erstattete (WA III, 11, S. 142). Wie Schorn (vgl. Z. 23 li.), Cornelius (vgl. Z. 24 li.) und Ringseis (vgl. Z. 25 li.) hatte Kanzler von Müller während seines Aufenthalts in München auch den Architekten, Archäologen, Maler und Münchner Oberbaudirektor Franz Leopold (Leo) Karl von Klenze (1784–1864) besucht. In seinem Tagebuch notierte er unter dem 28. Oktober 1827: „Bey Klenze [...] Goethes Worte: ‚Was ist die Baukunst anderes, als eine zweite Natur, den menschlichen Bedürfnissen ange-

---

38 Vgl. dazu Claus Canisius: *Goethe und die Musik*. München 1999, S. 110–114.

39 Siehe von Müller (Anm. 14), S. 170 u. 172.

40 Siehe *Goethe's Kunstsammlungen* [T. 3: *Sammlungen*]. Beschrieben von Chr[istian] Schuchardt u. A. Jena 1848 f., T. 2, S. 344, Nr. 270.

41 Siehe FA I, 22, S. 507 f. und den Kommentar.

eignet', haben Klenzen einst neuen Schwung und Richtung gegeben".[42] Im April 1828 übersandte Klenze Goethe sein Ölgemälde vom Tempel des Jupiters von Girgenti, das im zweiten Heft des sechsten Bandes von *Ueber Kunst und Alterthum* von Goethe unter dem Titel *Südöstliche Ecke des Jupiter-Tempels von Girgent* sehr positiv besprochen wurde (FA I, 22, S. 499 f.).

Z. 26 re.: *Reichel Nachr.* – Vgl. den Kommentar zu Z. 6. Die Notiz bezieht sich wohl auf Goethes Brief an Reichel vom 7. Dezember 1827 (WA IV, 43, S. 201), in dem er den Empfang der zweiten Lieferung der Ausgabe letzter Hand bestätigte und Korrekturen zum fünften Band (Gedicht-Teil des *West-östlichen Divans*) übersandte.

Z. 27 li.: *Nürnbg Subs.* – Der Eintrag steht wohl im Zusammenhang mit dem geplanten Dürer-Denkmal in Nürnberg, für das Goethe Subskribenten anwerben sollte. – Anläßlich des 300. Todestags Albrecht Dürers plante man in seiner Vaterstadt Nürnberg die Errichtung eines Denkmals. Daß tatsächlich ein ‚Erinnerungsbedarf' bestand, wird in Zelters Nürnberger Brief an Goethe vom 7. Oktober 1827 deutlich:

> Es ist einmal so; bei aller Bewundrung der Nachwelt haben es die großen Werke nicht besser als ihre Schöpfer. Wer es nicht um Seinselbst willen täte dürfte wenig Freude haben, am Egoismus der Andern. Von 5–6 Einwohnern [Nürnbergs] wußte mir kaum Einer Dürers Leichenstein nachzuweisen, den ich mir selbst fand, welches unter einigen Tausend Steinen kein leichtes ist. (MA 20.1, S. 1058 f.)

Der Nürnberger Auktionator, Buch- und Kunsthändler Johann Lorenz Schmidmer hatte Goethe am 17. September 1827 gebeten, Subskribenten für das Dürer-Denkmal anzuwerben,[43] dessen Ausführung der Berliner Bildhauer Christian Daniel Rauch übernommen hatte. In seinem Brief an Kanzler von Müller vom 7. November 1827 skizzierte Goethe die Zusammenhänge und machte deutlich, daß er sich nicht an der Organisation der Subskription beteiligen würde:

> In Nürnberg können Sie mir einen großen Dienst erzeigen; Herr Schmidmer, sich auf sein altes gutes Verhältniß beziehend, schickt mir ein großes Paquet zu vertheilender und verschickender Subscriptions-Anzeigen; die guten Menschen bedenken nicht, daß ich in meinen hohen Jahren mich mit einem so complicirten Geschäft nicht befassen, eine weitläufige Correspondenz deshalb nicht führen kann. (WA IV, 43, S. 152)

Gleichzeitig sicherte Goethe jedoch publizistische Unterstützung für das Projekt zu. Im Briefwechsel zwischen Goethe und Rauch ist in den folgenden Monaten wiederholt vom Dürer-Denkmal die Rede.[44] Die Grundsteinlegung für das Denkmal erfolgte am 6. April 1828. Über die Fortschritte des erst 1840 enthüllten Dürer-Denkmals konnte Goethe aber nicht mehr öffentlich berichten.

Z. 27 re.: *Lechner Nachr. Zahlung* – Am 6. November 1827 hatte Goethe bei dem Nürnberger Auktionator und Kunsthändler Johann Jacob Lechner zwei Kisten mit Majolika bestellt (WA IV, 43, S. 150 f.). Am 3. Dezember 1827 traf die Sendung

---

[42] Von Müller (Anm. 14), S. 171.

[43] Siehe WA IV, 43, S. 365.

[44] Siehe z. B. Rauch an Goethe, 18. 1. 1828 (Karl Eggers: *Rauch und Goethe. Urkundliche Mittheilungen.* Berlin 1889, S. 178).

ein: „Die von Nürnberg angekommenen Majolikas ausgepackt, betrachtet und beurtheilt“ (WA III, 11, S. 144). In seinem Brief an Lechner vom 4. Dezember 1827 bestätigte Goethe den Empfang und unterrichtete ihn von seiner Zahlungsanweisung: „[...] vermelde daß gestern, den 3. December, die übersendete Majolika glücklich angekommen ist. [...] Herr Banquier Elkan erhält so eben den Auftrag, Ihnen 131 Thaler sächsisch für gedachte Sendung auszuzahlen“ (WA IV, 43, S. 197 f.).

Z. 28: *Elkan Lechner* – Der Eintrag bezieht sich auf die Zahlungsanweisung Goethes für die Majolika von Lechner im Brief an seinen Bankier Julius Elkan (1781–1839) vom 4. Dezember 1827 (ebd., S. 198). Vgl. den Kommentar zu Z. 27 re.

Z. 29: *Nicolovius* – Die Notiz bezieht sich wahrscheinlich auf Alfred Nicolovius (1806–1890), Jurist, Großneffe Goethes, Enkel seiner Schwester Cornelia, oder möglicherweise auf dessen Bruder Heinrich (1798–1868), Jurist.

Alfred Nicolovius, der vom 31. Oktober bis 3. November 1827, also im zeitlichen Kontext der Agenda, auch in Weimar zu Gast war, schickte am 25. November 1827 aus Berlin eine umfangreiche Sendung von Kunstgegenständen, Aufsätzen u. a. an Goethe ab. In seinem Brief vom 4. Dezember 1827 wies Goethe den Bankier Elkan (vgl. Z. 28) an, Nicolovius seine Auslagen zu erstatten (WA IV, 43, S. 198). Einige Stücke dieser Sendung wurden im zweiten Heft des sechsten Bandes von *Ueber Kunst und Alterthum* von Goethe besprochen, der sich dabei teilweise auch auf Notizen von Alfred Nicolovius stützte.[45]

Sein Bruder Heinrich hielt sich im Dezember 1827 zweimal für einige Tage in Weimar auf. Vom 2. bis 6. sowie vom 22. bis 26. Dezember wird sein Besuch in Goethes Tagebuch wiederholt vermerkt (WA III, 11, S. 143–145 u. 152–154).

Z. 30: *Cäcilia Fr. v. Pogwisch* – Der Agendaeintrag bezieht sich wohl auf *Cäcilia. Zeitschrift für die musikalische Welt* (Mainz 1814–1829) sowie auf Henriette Ottilie Ulrike Freifrau von Pogwisch (1776–1851), seit 1809 Hofdame der Herzogin Louise am Hof zu Weimar, Mutter von Goethes Schwiegertochter Ottilie. Eine Verbindung zwischen den Einträgen „Cäcilia“ und „Fr. v. Pogwisch“ konnte nicht ermittelt werden.

Z. 31: *Buchb. Bauer. 2. Lieferung* – Die Notiz bezieht sich auf einen Auftrag Goethes an den Weimarer Buchbinder Bauer. In Goethes Tagebuch findet sich am 4. Dezember 1827 der folgende Eintrag: „Die Exemplare der zweyten Lieferung [der Ausgabe letzter Hand seiner Werke; S. D.] ausgepackt und an die verschiedenen Interessenten vertheilt. Auch Bauern 14 Exemplare zum Heften gegeben“ (WA III, 11, S. 144).

Z. 32: *Zelter nach dem Concept* – Gemeint ist wohl Goethes Brief an Carl Friedrich Zelter (1758–1832) vom 4. Dezember 1827, zu dem ein Konzept von Johann Christian Schuchardts Hand vorliegt.[46] Goethe äußert sich in diesem Schreiben unter anderem über seine Lektüre von Walter Scotts 1827 erschienenem Werk *The Life of Napoleon Buonaparte*.[47]

---

45 Vgl. z. B. den Aufsatz *Granitarbeiten in Berlin* (FA I, 22, S. 508).

46 Siehe WA IV, 43, S. 194–197 u. 388.

47 Vgl. Goethes Rezensionsentwurf vom 20./21. 11. 1827 für *Über Kunst und Alterthum* (*Walter Scot. Leben Napoleons*; FA I, 22, S. 706–708).

Z. 33: *B. Cotta. Schiller* – Der Eintrag bezieht sich auf den Brief Goethes vom 17. Dezember 1827 an Johann Friedrich Cotta (1764–1832), der den Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe zum Gegenstand hat. Seit 1822 trug sich Goethe mit Plänen zur Herausgabe dieser Korrespondenz. Der Teilabdruck in *Ueber Kunst und Alterthum* (Bd. 5, H. 1 u. 2 sowie Bd. 6, H. 1) erfolgte bereits im Hinblick auf die geplante Gesamtausgabe, die 1828/29 erschien. Vorausgegangen waren – unter Vermittlung Sulpiz Boisserées – schwierige Verhandlungen zwischen Herausgeber und Verleger, nicht zuletzt wegen der beträchtlichen finanziellen Forderungen Goethes. In dem angeführten Brief machte Goethe die Übersendung des Manuskripts von der vorherigen Überweisung einer Summe von 8000 Talern abhängig, erst dann käme das „Geschäft, das mir viele Mühe, Sorgen und Kosten gemacht, [...] doch endlich zu Stande" (WA IV, 43, S. 209). Cotta reagierte in seinem Antwortschreiben vom 11. Februar 1828 äußerst gekränkt und bezeichnete Goethes Brief als „Schlußstein eines sehr kummervollen Jahres".[48] Erst ein halbes Jahr später nahmen beide wieder brieflichen Kontakt miteinander auf.

Z. 34: *Jouy. Royer Collard* – Vgl. den Kommentar zu Z. 12 re.

Z. 35: *Dr. Levi* – Vgl. den Kommentar zu Z. 13 re.

Z. 36: *Rechnungen. Horny, Hofmann* – Diese Notiz läßt sich nicht mit Sicherheit zuordnen. Möglicherweise steht sie im Zusammenhang mit Goethes amtlicher Tätigkeit und bezieht sich auf das Weimarer Geschäft Horny bzw. seine Inhaberin, Josephe Horny, sowie auf den Kammerbeamten und Weimarer Kassenkontrolleur Carl Friedrich Hoffmann (bzw. Hofmann).

Über das Geschäft von Josephe Horny, in dem Goethe auch für seinen eigenen Bedarf Papier kaufte,[49] bezog der Weimarer Hof Schreibmaterialien für seine Beamten. In seiner Funktion als Minister mit „Oberaufsicht über die unmittelbaren Anstalten für Wissenschaften und Kunst in Weimar und Jena" ließ Goethe Josephe Horny am 29. März 1828 eine Verfügung zukommen, „künftighin nur auf Bescheinigung von mir selbst es sey was es wolle aus ihrem Laden abzugeben, auch diese den vierteljährig einzusendenden Rechnungen jederzeit beyzulegen, weil sonsten die Bezahlung nicht erfolgen kann" (WA IV, 44, S. 348).

Carl Friedrich Hoffmann war für die Buchführung im Zusammenhang mit Goethes amtlicher Tätigkeit zuständig.[50] Sein Name findet sich im letzten Lebensabschnitt häufig in den Tagebucheinträgen und auf Agenden.[51] Im vorlie-

---

48 *Briefe an Goethe. Hamburger Ausgabe in zwei Bänden.* Gesammelt, textkritisch durchgesehen und mit Anmerkungen versehen von Karl Robert Mandelkow. Hamburg 1965–1969, Bd. 2, S. 472.

49 Siehe Goethe an Kräuter, 15. u. 21. 10. 1821 (WA IV, 35, S. 143 u. 149 f.).

50 Nach freundlicher Auskunft von Dr. Elke Richter, Stiftung Weimarer Klassik/Goethe- und Schiller-Archiv (Goethe-Briefrepertorium).

51 Siehe Tagebuch, 11. 4. 1827 sowie 1. 1. u. 2. 1. 1831 (WA III, 11, S. 44 u. WA III, 13, S. 1 f.), die Notizen auf den Agenden vom 14. 12. 1830, Januar 1831, Mai 1831, Juni 1831 sowie Juli/August 1831 (WA III, 13, S. 260, 262, 269, 270 u. 271) sowie das bisher unpublizierte Schreiben Goethes an Carl Friedrich Hofmann vom 26. 6. 1828 (*WA-Nr. 44137a+*. In: Johann Wolfgang Goethe: *Repertorium sämtlicher Briefe 1764–1832.* Hrsg. von der Stiftung Weimarer Klassik/Goethe- und Schiller-Archiv. Begr. von Paul Raabe an der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel. Bearb. von Elke Richter unter Mitarb. von Andrea Ehlert, Susanne Fenske, Eike Küstner u. Katharina Mittendorf. URL: http://ora-web.weimar-klassik.de/goethe_2_online/repertorium.vollanzeige1?d_id=015453 [26. 8. 2001]).

genden Zusammenhang könnte eine Notiz vom 8. Januar 1828 einschlägig sein: „An den Controleur Hoffmann hier" (WA III, 11, S. 161). Der entsprechende Brief Goethes ist jedoch nicht überliefert.

Als weitere Bezugspersonen für die Agendanotiz „Hofmann" kommen in Frage: der Buchhändler Johann Wilhelm Hoffmann[52] sowie der Hofapotheker Karl August Hoffmann (1755 oder 1756–1833)[53]. Mit beiden Weimarer Persönlichkeiten stand Goethe im geschäftlichen Kontakt.

Z. 37: *Canzl. Gedicht* – Der Eintrag bezieht sich auf das Gedicht *Dem Könige die Muse. 28. August 1827* von Friedrich Theodor Adam Heinrich von Müller (1779–1849, seit 1815 Kanzler, d. h. Justizminister in Weimar). Dieses im September 1827 auf Anregung Goethes entstandene und entsprechend seinen Anmerkungen überarbeitete 32strophige „Gelegenheitsgedicht" ist ein poetischer Dankesbeweis Weimars für den Besuch des Bayerischen Königs Ludwig I. zu Goethes Geburtstag am 28. August 1827. Kanzler von Müller hatte es während seines Aufenthalts in München am 27. Oktober 1827 Ludwig übergeben[54] und auch auf einigen seiner sonstigen Münchner Besuche vorgelegt. In seinem Brief an Goethe vom 1. November 1827 schilderte Müller die Reaktion Schellings:

> Er gehört zu dem kleinen Kreise, dem ich mein Gedicht mittheilte, und er gab mir zu verstehen, daß eine Veröffentlichung deßelben wohl im Sinne des Königs seyn möchte. Da entspann sich denn der weitere Gedanke, ob Sie ihm nicht eine Stelle in Kunst und Alterthum gönnen wollten, indem der König darinn seines Besuchs erwähnt zu sehen, wohl ohnehin gewärtig seyn dürfte und es nicht fehlen würde, daß in dem goldnen Rahmen Ihrer Einfaßung auch das minder Bedeutende sich Gunst gewönne.[55]

Tatsächlich entschied sich Goethe in der ersten Dezemberhälfte, mit Müllers Gedicht das nächste Heft (Bd. 6, H. 2) von *Ueber Kunst und Alterthum* zu eröffnen (FA I, 22, S. 403–411). Doch Müllers/Schellings Idee vom ‚goldnen Rahmen' einer Goetheschen ‚Einfassung' des Gedichts fand eine noch weiter reichende Umsetzung: Bereits am 6. Januar 1828 wurden laut Goethes Tagebuch die „Noten zu dem von Müllerischen Gedicht besprochen" (WA III, 11, S. 160), Kommentare Goethes *Zum nähern Verständniß des Gedichts: „Dem Könige die Muse." gewidmet dem 28. Aug. 1827*, ebenfalls abgedruckt im zweiten Heft des sechsten Bandes von *Ueber Kunst und Alterthum* (FA I, 22, S. 470–473).

Z. 38: *Bergr. Kramer* – Ludwig Wilhelm Cramer (1755–1832), Mineraloge, Oberbergrat in Wiesbaden, später in Dillenburg und Wetzlar, den Goethe von seinen Wiesbadener Aufenthalten 1814 und 1815 kannte, hatte diesem am 27. November 1827 seine *Geognostischen Fragmente von Dillenburg und der umliegenden*

---

52 Siehe Goethe an Johann Wilhelm Hoffmann, 28. 12. 1827 (WA IV, 43, S. 213), wo es allerdings nicht um eine Rechnungsangelegenheit geht.

53 Siehe Karl August Hoffmann an Goethe, 27. 10. 1827 (GSA 28/125 Bl. 524). Auch hier geht es nicht um eine Rechnungsangelegenheit. (Nach freundlicher Auskunft von Frau Sabine Schäfer, Stiftung Weimarer Klassik/Goethe- und Schiller-Archiv.)

54 Siehe von Müller (Anm. 14), S. 170.

55 Von Müller (Anm. 14), S. 342.

Gegend[56], das letzte Exemplar Goethit (Nadeleisenerz, 1806 zu Goethes Ehren umbenannt) aus seiner Sammlung und weitere mineralogische Raritäten zugesandt.[57] Goethe bedankte sich dafür in seinem Brief an Cramer vom 4. Januar 1828 (WA IV, 43, S. 228 f.).

Z. 39: *das Neuste von Pluw.* – Der Eintrag bezieht sich auf Goethes Gedicht *Das Neueste von Plundersweilern* (1781) und die dazugehörige Zeichnung von Georg Melchior Kraus (1737–1806). Gedicht und Bild sind Gegenstand zweier Tagebucheinträge Goethes vom Dezember 1827: „Hofrath Meyer hatte die Zeichnung, ‚das Neuste von Plundersweilern' geschickt" (4. 12. 1827; WA III, 11, S. 144) und: „Das Neuste von Plundersweilern an Hofrath Meyer" (6. 12. 1827; ebd., S. 145). Für den Abdruck der Literatursatire und der Zeichnung in der Ausgabe letzter Hand verfaßte Goethe am 6. Dezember 1827 eine neue Einleitung, in der die Entstehungsgeschichte referiert wird (FA I, 5, S. 1105).

---

[56] Ruppert (Anm. 19), S. 642, Nr. 4471.

[57] Siehe WA IV, 43, S. 406.

MICHAEL BARTSCH

Was enthält Fausts Phiole?

Was enthält Fausts Phiole (V. 686 ff.)? Einige Kommentare sagen einfach „Gift“[1]. Der Text sagt mehr. Nicht nur für diese Frage lohnt es, ihn gründlich und wie neu zu lesen.

Schon die unmittelbare Beschreibung des Inhalts der Phiole im Text gibt Zweifel: „Du Inbegriff der holden Schlummersäfte, / Du Auszug aller tödlich feinen Kräfte“ (V. 693 f.). Die erste Zeile spricht für ein Narkotikum. Die zweite Zeile deutet auf Gift hin, aber nicht zwingend, denn nach alter paracelsischer Tradition[2] ist alles giftig, und ob es als Gift wirkt, ist eine Frage der Dosierung[3]. Die Bezeichnung als Saft (V. 732)[4] – meint sie Harmlos-Pflanzliches, oder ist sie zynisch gemeint? Der Saft ist braun (V. 733), was ebenfalls für pflanzliche Herkunft spricht[5].

Betrachten wir nun diese Szene: Faust, tief deprimiert, sieht das Fläschchen, das Teil seines Laboratoriums ist[6]; schon beim Anblick wird ihm „auf einmal lieblich helle“ (V. 688). Nach seinen ersten Empfindungen erwartet er nicht Gift, sondern eine Droge mit enormen psychotropen Wirkungen. Zunächst soll sie beruhigen: „es wird der Schmerz gelindert / [...] das Streben wird gemindert, / Des Geistes Flutstrom ebbet nach und nach“ (V. 696 ff.); sein Verlangen richtet sich auf die beruhigende, ausgleichende Wirkung, die er so sehr nach seinem melancholischen Monolog (V. 602–685) begehrt, auf die Distanz von „Kehrichtfaß und [...] Rumpelkammer“ (V. 582).

Nach dieser Glättung des Gemüts folgt die euphorisierende Wirkung; erst der neu Beruhigte kann sich „Zu neuen Ufern“ gelockt sehen (V. 701), nur ihm wird der Weg „In's hohe Meer“ (V. 699), in neues, erhöhtes Leben gewiesen.

---

1 Erich Trunz, Komm. in HA 3 ([12]1982), S. 506; Jochen Schmidt: *Goethes „Faust“*. München 1999, S. 101; Hans Arens: *Kommentar zu Goethes „Faust I“*. Heidelberg 1982, S. 114; Karl Otto Conrady: *Goethe. Leben und Werk*. Bd. 2. Königstein/Ts. 1988, S. 318; vielleicht auch Albrecht Schöne, Komm. in FA I, 7.2, S. 733. *Faust* wird im folgenden zitiert nach FA I, 7.1.

2 Eine Tradition, die Goethe gut kannte – vgl. *Dichtung und Wahrheit*, 2. Teil, 8. Buch (HA 9, S. 342); *Geschichte der Farbenlehre* (HA 14, S. 77 f.).

3 Gift ist ein altes Wort für Gabe, vgl. Grimmsches Wörterbuch „Gift“. – Gift spielt in dem Drama vielfach eine Rolle, vgl. V. 649, 1048 ff., 3511 ff., 4106.

4 Ein Wort, das an die alte Säftelehre erinnert; und Blut ist dann der ganz besondere Saft (V. 1741).

5 Die klassischen Gifte sind in flüssiger Form farblos oder, wie das Zyankali und wie der Tod bei Rilke, blau („Da steht der Tod, ein bläulicher Absud / in einer Tasse ohne Untersatz“; *Sämtliche Werke*. Hrsg. vom Rilke-Archiv. In Verbindung mit Ruth Sieber-Rilke besorgt durch Ernst Zinn. Bd. 2. Frankfurt/M. 1956, S. 103).

6 „Mit Gläsern, Büchsen rings umstellt“ (V. 406); sein Blick geht unmittelbar zuvor über den angesammelten Wissenschaftströdel (V. 658).

Und dies alles, während er das Fläschchen erst nur sieht (V. 686), dann herunterholt (V. 691) und nun in der Hand hält (V. 697). Schon durch das Glas hindurch beginnen die magischen Kräfte zu wirken, ähnlich wie sich nach der Auffassung anthroposophischer Ärzte die Wirkung des potenzierten Medikaments auf den Patienten überträgt, der das Arzneimittel nur in der Hand hält. Und Drogenkonsumenten berichten, wie stark schon der Besitz der Droge, die unmittelbar bevorstehende Möglichkeit des Drogengenusses euphorisiert die Drogenwirkung vorwegnimmt.

Auch Faust hat eine große Vorausschau: „In's hohe Meer werd' ich hinausgewiesen / [...] / Ein Feuerwagen schwebt, auf leichten Schwingen, / An mich heran! Ich fühle mich bereit / Auf neuer Bahn den Äther zu durchdringen" (V. 699, 702–704). Hatte er eben noch gesagt „Dem Wurme gleich' ich, der den Staub durchwühlt" (V. 653), so kann er, das Fläschchen in der Hand haltend, nun rufen: „Dies hohe Leben, diese Götterwonne!" (V. 706) und sich selbst über diesen Stimmungsumschwung verwundern: „Du, erst noch Wurm, und die verdienest du?" (V. 707).

Seine Gestimmtheit ist, wie in dem klassischen Krankheitsbild, von der Depression in die Manie umgeschlagen. Von Selbstmordneigung ist bislang keine Rede, und dergleichen hätte ja auch eher mit der Depression einhergehen müssen.

Auf der hohen Welle dieses euphorisierten, exaltierten Zustandes werden seine Visionen und Sehnsüchte so groß, so umfassend, so unerschrocken („Vermesse dich die Pforten aufzureißen", V. 710), daß in dieser Unbegrenztheit erst die Möglichkeit des absichtsvollen Sterbens entsteht, dann die Fähigkeit und endlich der Entschluß, als ein Kriterium, „Daß Manneswürde nicht der Götterhöhe weicht" (V. 713). – Ein wohlvorbereitetes Kriterium. Geht man unter dem Aspekt von Depression und Manie den Anfang des Dramas nochmals durch, dann wird dieses Auf und Ab unübersehbar:

- In der Eingangsszene lamentiert Faust über das verfehlte Leben („Habe nun, ach!", V. 354; „Es möchte kein Hund so länger leben!", V. 376), es folgen der Wunsch, nicht weiterzumachen (V. 386 f.), und der erste Stimmungsaufschwung, der ins Licht gehende Wunsch („Ach! könnt' ich doch auf Berges-Höh'n"; V. 392).
- Faust jedoch steckt im „Verfluchte[n], dumpfe[n] Mauerloch" (V. 399). Ein erneuter Ausbruchsversuch („Flieh! Auf!", V. 418) führt zum Zeichen des Makrokosmus mit völligem Stimmungsumschwung: „Ha! Welche Wonne [...]"; „Ich fühle junges heil'ges Lebensglück"; „Bin ich ein Gott?" (V. 430–446), und wird mit „aber ach! ein Schauspiel nur!" (V. 454) wieder beendet.
- Sogleich folgt der neue Versuch mit dem Erdgeist (V. 460 ff.), mit Bereitschaft zu höchstem Risiko („in des Schiffbruchs Knirschen nicht zu zagen", V. 467; „und kostet' es mein Leben!", V. 481). Doch die Szene endet mit: „Faust zusammenstürzend" (nach V. 513).
- Die Abfolge dieser immer extremer werdenden Stimmungsumschwünge wird durch die Famulus-Szene (V. 518 ff.) nur unterbrochen. Aber auch hier ist die Differenz zwischen dem unzureichenden Wissen und Können und den heißen Seelenwünschen das Thema.
- Dann folgt, nach Wagners Abgang, der große melancholische Monolog (V. 602 ff.). Während Phantasie sich „mit kühnem Flug, / Und hoffnungsvoll zum Ewigen erweitert" (V. 640 f.), sieht er sich nur „Dem Wurme" gleich, der den Staub durchwühlt (V. 653).

Ein eigenartiger, unverdrossener Ikarus[7], der sich an der Absturzstelle seines Daseins sieht, nur eines wünscht und versucht: aufzufliegen ins Licht, „und kostet' es mein Leben!"[8].

Die Phiolen-Szene bringt dies alles auf den äußersten Punkt. Sie ist für Faust und für seinen Autor Goethe Ausdruck und höchste Steigerung eines Grundgefühls. Trunz beschreibt, wie sich bei Goethe ein grenzenloser Wille zum Leben mit der Hingabe an das Absolute vermischt: „Darum im Ergreifen des tausendformigen Lebens zugleich immer die Todessehnsucht"[9], die „Selige Sehnsucht" aus dem *Divan*[10], mit der das gepriesene Lebendige sich nach Flammentod sehnet. Je stärker bei Goethe die tiefen, hohen, unermeßlichen Kräfte und Wege des Lebens angesprochen sind, desto näher ist der Tod in das Gefühl hineingenommen[11]. Je umfassender das Leben wahrgenommen wird, desto mehr verschiebt sich der Tod zu einem Bestandteil des Lebens, und die verglühende Existenz des Schmetterlings[12] in der *Seligen Sehnsucht* ist das Bild dafür[13].

Die Szene ist also nicht eine Anomalie des Faust, sondern der Höhepunkt seiner grundsätzlichen Befindlichkeit, die immer ein Umschlag aus der verfluchten Tiefe in die Exaltation ist und sich im Text als Erhebungs- und Flugmetaphorik zeigt[14]. Wir sehen nicht einen Mann, der sich in der depressiven Stimmung, die ihn nach dem Abgang Wagners in Tiraden des Lebensekels führte (V. 602 ff.), vergiften will[15]. Vielmehr sehen wir einen Mann, der seine exzessiven Stimmungsschwankungen als „schönstes Glück" bezeichnet (V. 519), der den Taumel, den „schmerzlichsten Genuß", die Erweiterung des Selbst und das Zerscheitern des Ich ausdrücklich wünscht (V. 1765 ff.), der sich mit diesem starken Gefühl außerordentlich über die kleinen Menschen erhöhen will und der seine Sehnsucht deshalb bewußt größer setzt als die den Menschen eingegebene, nur den Göttern fehlende Todesfurcht (V. 710 ff.).

---

7 Euphorion im zweiten Teil ist ein Ikarus (V. 9901) anderer Art; vgl. Schöne (Anm. 1), Komm. zu V. 9901.

8 Eine Bewegung, die er nur nach oben denken kann (anders am Ende des II. Teils, V. 11455 f.) und die er auch weiterhin anstrebt: V. 1074 ff., 1116 ff.; vgl. Ulrich Gaier: *Faust-Dichtungen.* Bd. 2: *Kommentar I.* Stuttgart 1999, S. 169, 170 zu V. 693.

9 Trunz (Anm. 1), S. 506 zu V. 702 ff.

10 HA 2, S. 18.

11 Goethe berichtet von seinem eigenen Lebensekel, von seiner Selbstmordneigung und davon, wie aus der Vorübung zum Selbstmord der Ausgangspunkt zur Freude am Leben wurde: „Da dieses [sich mit dem Dolch zu erstechen; d. Vf.] aber niemals gelingen wollte, so lachte ich mich zuletzt selbst aus, warf alle hypochondrische Fratzen hinweg, und beschloß zu leben" (*Dichtung und Wahrheit*, 3. Teil, 13. Buch; HA 9, S. 585 – vgl. auch S. 578). Für Faust bringt der Durchgang durch die Nachtstunden in der Phiolen-Szene den Entschluß zum Leben (V. 770 ff.) und später die Heilung („Fühl' es vor! du wirst gesunden", V. 4652).

12 Schöne (Anm. 1), S. 53 nennt ihn „Goethes Zentralsymbol der Metamorphose".

13 Die Gegenposition läßt er Mephistopheles einnehmen mit der Behauptung, daß das Nichts, die Finsternis der Ursprung ist, wovon das Leben nur ein ephemerer Abkömmling ist (V. 1349 ff.).

14 Vgl. Schmidt (Anm. 1), S. 96, 100 f. Das tatsächliche Auffliegen mit Mephisto (V. 2066) verbessert Fausts Laune allerdings nicht, wie wir ihm in Auerbachs Keller anmerken können. Sein einziger Satz dort heißt: „Ich hätte Lust nun abzufahren" (V. 2296); ähnlich auch in der Hexenküche (V. 2337). – Fausts Flüge im zweiten Teil sind ganz anderer Art; vgl. V. 6983, 7040 ff., 9954, 10041 und Regieanweisung vor V. 11934.

15 Anders Peter Matussek (Goethe-Handbuch, Bd. 2, S. 364) ohne Beachtung der Euphorie (V. 688 bis 701), Arens (Anm. 1) mit dem ungeprüften Ausgangspunkt, daß Gift in der Flasche sei und Faust von Anfang an den Selbstmord plane, was mit dem Text, vor allem V. 696 ff. nicht übereinzubringen ist, und Schmidt (Anm. 1), S. 99 f., 279.

Zurück zur Phiole. Wenn sie kein Gift enthält, sondern eine erhellende, entrückende Droge: Wie kann er sich damit vergiften wollen, und das will er ja dann (V. 735) zweifelsfrei tun?

In der Szene gibt es zwei Gefäße: die Phiole (V. 690) und eine „krystallne reine Schale"[16] (V. 720). Man darf die Gefäße gewiß nicht gleichsetzen. Goethe wußte, was eine Phiole ist, ein „bauchiges Glasgefäß mit langem Hals"[17], das er auch Fläschchen nennt (V. 687). In ein Fläschchen können nicht „Der vielen Bilder künstlich reiche Pracht" (V. 726) eingeschnitten sein. Diese Bilder sind in der Wandung der Schale.

Während die Phiole offen sichtbar war (V. 687), muß die Schale erst „Hervor aus deinem alten Futterale" (V. 721) entnommen werden. Faust holt sie herunter (V. 720), nachdem er das Fläschchen längst in der Hand hat (V. 697). Er spricht die Schale an (V. 723 ff.); er zeigt ihr geradezu den Saft im Fläschchen (V. 732), füllt ihn in die Schale (V. 733) und bereitet so den Trunk (V. 734).

Faust spricht vom hohen Alter und der Herkunft der Schale. Die „Trinker" haben die Bilder auf der Schale „reimweis zu erklären" (V. 727), also die im umlaufenden Fries abgebildete Geschichte den Trinkgenossen zu deren Erheiterung vorzutragen. Wenn wir uns das Bild solcher Freudenfeste (V. 723), solcher Gelage vorstellen, sehen wir eine Geselligkeit und Gesellschaft, die weder christlich noch klassisch sind. Das Bild erinnert an homerische Gesänge und an altgermanische Gelage[18].

Sloterdijk beschreibt diese Welt in *Weltfremdheit* in einem Essay mit dem Titel *Wozu Drogen?* und dem für unser Thema sehr passenden Untertitel *Zur Dialektik von Weltflucht und Weltsucht*[19]. Er zitiert altindische Gesänge, in denen das Getränk Soma die Trinkenden zu Unsterblichen macht, und Ernst Jünger mit einer Passage aus *Annäherungen*. Zunächst aus einem Opferlied der Rigveda:

> Vom süßen Lebenselixier habe ich verständig genossen
> [...]
> Das gute Gedanken anregt und Nöte vertreibt,
> An dem sich Götter und Sterbliche gemeinsam ergötzen,
> Wir haben Soma getrunken, wir sind Unsterbliche geworden.
> Wir sind zum Licht gelangt, wir haben die Götter gefunden.
> [...]
> Leiden entflohen, Krankheiten entschwanden,
> Die Mächte der Finsternis sind erschreckt.[20]

Das ist das richtige Mittel gegen das Faustische Leiden. Wir lesen ähnliches über die germanische Welt, wie Jünger sie schildert:

> Das Horn blieb ‚das Herz des Gelages'. Es gehörte wie das Schwert zu den Kleinoden. Das Trinken hatte eine tiefere Absicht als die Erinnerung an die Taten der Väter und Vorväter. [...] Das Horn ‚geht um das Feuer'. [...] Hier naht noch Stärkeres als Heer und

---

16 Ernst Beutler, Komm. in AA 5 zu V. 880, beschreibt Kristall als ein magisches Material.

17 Schöne (Anm. 1), Komm. zu V. 690. Siehe auch V. 6824.

18 Vgl. auch das Gedicht *Lethe* von C. F. Meyer: „Kreisend durch die Reihe sah ich glänzen / Eine Schale, draus ein jedes trank". In: Conrad Ferdinand Meyer: *Sämtliche Werke*. Historisch-kritische Ausgabe, besorgt von Hans Zeller. Bd. 1. Bern 1963, S. 213.

19 Peter Sloterdijk: *Weltfremdheit*. Frankfurt/M. 1993, S. 118–160.

20 Ebd., S. 129 f.

> Waffen ... wirkendes Schicksal graut heran. [...] Augen, die weit in das Kommende sehen. [...] Wer einmal mit ihnen tafelte, dem bleibt die Heiterkeit erhalten.[21]

Ich weiß nicht, ob Goethe Kenntnis von alten Beschreibungen solcher Gelage hatte, aber die Übereinstimmung ist außerordentlich. Sie beruht darauf, daß eine gesellschaftliche Urszene beschrieben wird, ein uranfänglicher „rituell gehegte[r] Gebrauch von Drogen"[22]. Jedenfalls beschreibt er den Vorgang genau: Jeder Trinkende leert die Schale (V. 728), die, neu gefüllt, an den Nächsten geht und so die Runde macht (V. 730). Es gibt ein anderes Gefäß, aus dem nachgefüllt wird. So kann die Trinkmenge, die Droge, für jeden abgemessen werden.

Die Schale hat dieselbe Funktion wie der uns von den Griechen bekannte Krater, das Gefäß, in dem das Getränk aus Wein und Wasser gemischt, durch Verdünnung trinkbar gemacht wird. Der Inhalt der Phiole ist ein Auszug (V. 694), der „eingedickte Auszug aus tierischen oder pflanzlichen Stoffen, z. B. aus Drogen"[23], ein „Inbegriff[24] der holden Schlummersäfte" (V. 693), und ein Schlummersaft muß durch Verdünnung so bereitet werden, daß er die ernsten Gäste nicht einschläfert, sondern erheitert (V. 724).

Der Trunk wird im Trinkgefäß gemischt, also verdünnt und so bereitet (V. 733 f.), wie es vielfach in dem Drama geschieht[25]. Getrunken wird in dieser Welt nicht pur und gewiß nicht aus der Flasche, sondern man trinkt einen bereiteten Mischtrank aus der Schale.

Hätte Faust einfach Gift nehmen wollen, so gäbe es keine Begründung dafür, daß Goethe ihn eine Schale hervorholen läßt. Erst mittels der Schale schließt das Trinken an das alte freudvolle Ritual an und bleibt bis zum letzten Vers in der Sphäre des Heiteren, Festlichen (V. 718, 723 f., 736).

So wie Fausts Stimmung sich glättet (V. 698), aufschwingt (V. 702), den Göttern nähert (V. 706) und sich zum Sterbenkönnen (V. 713), bis zum Sterbenwollen (V. 735) übersteigert, so muß die Dosierung des braunen Saftes, der anfangs nur beruhigen und erheitern soll (V. 696 f.), gesteigert, ins Tödliche übersteigert werden. Die Dosis, die „bei der Väter Freudenfeste" (V. 723) für alle Trinkenden reichte, will er nun allein nehmen (V. 730).

Jetzt wissen wir, was in der Phiole ist: eine Droge, die die Unruhe mäßigt, die erheitert und die nur verdünnt zu nehmen ist. Faust entschließt sich in seinem Hochgefühl, sie vollständig und unverdünnt in die Schale zu füllen und als letzten Trunk zu nehmen. Er macht, was heilsam ist, zu Gift[26].

---

21 Ebd., S. 131–133.

22 Ebd., S. 127.

23 Vgl. *Brockhaus Enzyklopädie* (²⁰1996): „Auszug" siehe „Extrakt".

24 Die „vollkommene, reinste, absolute Verkörperung" dessen, was holden Schlummer bewirkt; vgl. *Duden Wörterbuch* (³1999), Bd. 5, Stichwort „Inbegriff".

25 V. 985 f., 1040, 2519 ff., 2578 ff., 3511 ff., 5381 f. Im Hohelied Salomos, das Goethe während seiner Arbeit am *Urfaust* übersetzt hat (siehe Brief an Merck, 7. 10. 1775; HA Briefe, Bd. 1, S. 196), lesen wir in Vers 7.3: „Dein Schoß ist ein verschlossenes Becken; nicht mangle der Mischtrank!" (Zürcher Bibel, Übersetzung 1907 bis 1931). Bei Luther ist dieser Realismus abgeschwächt: „Dein Nabel ist wie ein runder Becher / dem nimer getränck mangelt" (Wittenberg 1545, Nachdr. 1972). Zur Wirkung des Hohelieds auf den *Faust* vgl. Schöne (Anm. 1), Komm. zu V. 3187, 4435, 4461; S. 342.

26 Mit Hinweis auf das Gedicht *An den Schlaf* (HA 1, S. 17) vermuten manche Autoren hier und in V. 3511 ein Opiat; vgl. Arens (Anm. 1), S. 336; Gaier (Anm. 8) zu V. 693. So können die braune Farbe und die pharmakologische Wirkung erklärt werden; vgl. Klaus G. Walz: *Goethe, Faust und Opium*. In: *Anthologie Buchwelt*. Hrsg. von Wilhelm Ruprecht Frieling. Berlin 1995, S. 637 ff. Aber nicht auf das pharmakologische Detail kommt es an, sondern darauf, daß die Struktur der Szene und das psychische Grundkonzept der Titelfigur nicht ein Gift, sondern eine Droge erfordern.

BERND LEISTNER

Mutationen eines Schiller-Zitats

„Gerettet ist das edle Glied / Der Geisterwelt vom Bösen [...]". So verkünden es, „FAUSTENS *Unsterbliches tragend*", die Engel (V. 11934 f.). Und mit dieser ihrer Rede erweisen sie sich nicht nur als gute Leibnizianer, sondern auch als Wesen mit gutem (Sprach-)Gedächtnis. Jedenfalls ist ihnen unvergessen geblieben, was sie in der vorherigen, der Grablegungsszene aus dem Munde Mephistos vernehmen konnten: „Gerettet sind die edlen Teufelsteile [...]" (V. 11813). Mit diesen Worten hatte sich Mephisto, vorab durch den Anblick der Engelsgestalten erotisch affiziert und nachgerade Liebespein empfindend, die Überwindung solcher Irritation und damit den Wiedergewinn seines Selbstbewußtseins bestätigt.

In den *Faust*-Kommentaren wird auf die Stellen-Korrespondenz durchweg aufmerksam gemacht. Zu Vers 11813 heißt es bei Albrecht Schöne: „In Analogieantithese zu den auf Faust bezogenen Engelversen 11934 f.: *Gerettet ist das edle Glied / Der Geisterwelt vom Bösen ...*".[1] Dorothea Hölscher-Lohmeyer merkt an: „*11813 Gerettet sind die edlen Teufelstheile*: ironisches Gegenstück zu: ‚Gerettet ist das edle Glied / Der Geisterwelt vom Bösen' (11934–35)".[2] Und Ulrich Gaier, eingehend auf die Korrespondenz im Kommentar zu 11934–37, gibt als Erläuterung: „Sicherlich beziehen die Engel die Rettung dieses ‚Gliedes' der Geisterwelt auf die Rettung der edlen Teufelsteile, die Mephistopheles V. 11813 erleichtert konstatieren konnte. Der Terminus ‚Glied' weist nun genau auf die Differenz der Vorgänge. Mephistopheles besitzt gerettete Teile, Faust ist Glied: Mephistopheles hat seine Identität bewahrt, Faust verliert sie; Mephistopheles handelt, Faust wird zunächst getragen; Mephistopheles hat noch alles, Haut (wenn auch ‚verbeult'), Stamm, Teile – von Faust wird nur das ‚Unsterbliche', die Entelechie, getragen. Die zwei Szenen *Grablegung* und *Bergschluchten* stellen mithin eine ‚verselbstende' und eine ‚entselbstigende' Haltung zu dem sich als ewige Liebe offenbarenden Pan-Theos vor".[3]

Ich schlage nun vor, die beiden einander korrespondierenden Stellen noch mit einer dritten in Beziehung zu sehen, einer solchen freilich, die nicht im *Faust* zu finden ist, auch nicht in anderen Goethe-Texten, sondern bei Schiller. *Maria Stuart*, letzter Akt, letzte Szene: Talbot zieht sich von Elisabeth zurück; er hatte es nicht vermocht, sie im Verhalten gegen-über ihrer Rivalin zu handelndem Gerechtigkeitssinn, zu moralischer Größe zu bewegen; ihrem

---

[1] FA I, 7.2, S. 775 f.

[2] MA 18.1, S. 1154.

[3] Johann Wolfgang Goethe: *Faust-Dichtungen*. Hrsg. von Ulrich Gaier. Bd. 2: *Kommentar I*. Stuttgart 1999, S. 1142.

Werben um seinen künftigen Beistand widersteht ein zutiefst von ihr Enttäuschter. Und dessen entscheidender, begründender Satz lautet: „Ich habe deinen edlern Teil / Nicht retten können".[4] Die Vermutung ist schwerlich von der Hand zu weisen: Goethe hatte, als er den Redepassus Mephistos, als er den der Engel fügte, das Talbotsche Wort von der Rettung des edlern Teils im Kopf. Welch ein Gang aber von Anverwandlung! Mephisto münzt sich dieses Wort um zu parodistischem Gebrauch; die Engel indes entziehen es dem wieder, und es ihrerseits umformend, heben sie es in neuerlich pathosgegründetem Sprechen auf. So aber könnte Goethe – und an exponierter Stelle – ins Finale seines zweiten *Faust* sympathetisch ein Schiller-Memorial hineingedichtet haben, dabei gar eines, das sich keineswegs nur mit einem puren Erinnerungsreflex begnügt. Was sich in ihm bezeugt fände, wäre ein Angedenken im Zeichen produktiver Lebendigkeit.

[4] SNA 9, S. 163.

MARTIN DÖNIKE

„Diese hier beygelegte Nachrichten sind mir von H. Hirt mitgetheilt worden" – Anmerkungen zur ersten Beschreibung von Tischbeins Gemälde „Goethe in der Campagna di Roma"

Johann Heinrich Wilhelm Tischbeins Gemälde *Goethe in der Campagna di Roma* (1786/87) ist sicherlich eines der bekanntesten Porträts des Dichters und zugleich – nicht zuletzt durch die Bearbeitung Andy Warhols – eines der berühmtesten Dichterbildnisse überhaupt. Von der Nachwelt als Sinnbild der Italienreise Goethes verstanden, verbindet sich mit ihm der Gedanke einer Synthese von antikem und modernem Kunstschaffen, die von Tischbein in der Gestalt des auf den Überresten des Altertums ruhenden Dichters der *Iphigenie* vor Augen geführt wird.[1]

Neben den entsprechenden Briefen Goethes und Tischbeins[2] wird im Hinblick auf Entstehung und Deutung des Gemäldes stets auf eine im März 1788 im *Teutschen Merkur* erschienene und auf den 30. August 1787 datierte Beschreibung des Bildes verwiesen, die als die erste öffentliche Nachricht und, wiewohl ungezeichnet, genaueste schriftliche Quelle über das damals noch nicht vollendete Werk gelten kann.[3]

Vorlage für diesen unter der Überschrift *Auszüge aus Briefen von Rom* erschienenen Text ist ein heute im Düsseldorfer Goethe-Museum (Anton-und-Katharina-Kippenberg-Stiftung, Signatur KK 4645) aufbewahrtes anonymes Manuskript, das – anders als die Druck-

---

[1] Zu Tischbeins Gemälde siehe u. a.: *Die Bildnisse Goethes.* Hrsg. von Ernst Schulte-Strathaus. München 1910, S. 32–36; Christian Beutler: *J. H. W. Tischbein. Goethe in der Campagna. Eine Einführung.* Stuttgart 1962; Christian Lenz: *Tischbein. Goethe in der Campagna.* Frankfurt/M. 1979; Petra Maisak: *„Wir passen zusammen als hätten wir zusammengelebt." Goethe und Tischbein in Italien.* In: *J. H. W. Tischbein. Goethes Maler und Freund.* Hrsg. von Hermann Mildenberger. Schleswig 1986, S. 17–50; hier S. 33–39; Péter Ujvári: *Wilhelm Tischbein: Goethe in der Campagna.* In: Acta Historiae Artium. Academia Scientiarum Hungaricae 36 (1993), S. 95–132; Roland Kanz: *Dichter und Denker im Porträt. Spurengänge zur deutschen Porträtkultur des 18. Jahrhunderts.* München 1993, S. 172–196; [Kat.] *Wiederholte Spiegelungen. Weimarer Klassik 1759–1832. Ständige Ausstellung des Goethe-Nationalmuseums.* Hrsg. von Gerhard Schuster u. Caroline Gille. 2 Bde. München, Wien 1999, Bd. 1, S. 332 f.; [Kat.] *Mehr Licht. Europa um 1770. Die bildende Kunst der Aufklärung.* Hrsg. von Herbert Beck, Peter Bol u. Maraike Bückling. München 1999, Kat. Nr. 12, S. 31 f.

[2] Zusammengestellt bei Beutler (Anm. 1), S. 22–30 und Lenz (Anm. 1), S. 9–12.

[3] *Auszüge aus Briefen von Rom. Rom den 30. Aug. 1787.* In: *Der Teutsche Merkur vom Jahre 1788.* Hrsg. von Chr[istoph] M[artin] Wieland. Weimar 1786, 1. Vierteljahr, März, S. 266–272; hier S. 270–71. Neben dem Porträt Goethes beschreibt der Verfasser hier ebenfalls die Urfassung von Tischbeins heute im Landesmuseum Oldenburg befindlichen Gemälde *Des Mannes Stärke.*

fassung – das Datum des 30. Juni 1787 trägt.[4] Seit Karl Wagners Edition der *Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner und Merck* (Leipzig 1847) wird das Düsseldorfer Manuskript als ein an Johann Heinrich Merck gerichteter Brief angesehen und als solcher einem Vetter Tischbeins, dem Maler Ludwig Philipp Strack, zugeschrieben. Anders als seine Nachfolger war sich Wagner des hypothetischen Charakters seiner Zuschreibung noch bewußt. In einer Anmerkung zu dem von ihm transkribierten Text heißt es: „Dem Briefe fehlt die Unterschrift, vielleicht auch der Schluß. Ich habe darum den Namen des Briefschreibers nach Vermutung angegeben, dazu veranlaßt durch die Nachschrift Strack's zu dem letzten Brief in den Briefen an Merck S. 514 und die Aehnlichkeit beider Handschriften".[5]

Mit der Zuschreibung des Textes an Ludwig Philipp Strack (1761–1836) steht jedoch der Umstand in Konflikt, daß dieser erst im Jahre 1789 nach Rom gelangte, nachdem ihm kurz zuvor ein dreijähriges Reisestipendium der Kasseler Kunstakademie zugesprochen worden war.[6] Folgt man diesen frühesten Quellen sowie den von Hermann Knackfuß mit gleichem Ergebnis ausgewerteten Akten der Kasseler Kunstakademie, so kann Strack das Bild im Jahre 1787 also gar nicht gesehen, geschweige denn beschrieben haben.

In der Tat ist bzw. wäre der von Wagner Strack zugeschriebene „Brief", dem seltsamerweise nicht nur die Unterschrift, sondern auch die Anrede fehlt, das einzige Zeugnis für einen früheren Reiseantritt bzw. für einen etwaigen ersten Italienaufenthalt des Malers, der

---

4 Siehe den *Katalog der Sammlung Kippenberg.* Zweite Ausgabe. 2 Bde. u. ein Registerbd. Bd. 2. Leipzig 1928, S. 73; [Ausst. Kat.] *Veränderungen 1774:1794. Goethe, Jacobi und der Kreis von Münster.* Hrsg. von Jörn Göres. Düsseldorf 1974, S. 125, Nr. 184. – Der gesamte Text abgedr. in: *Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner und Merck. Eine selbständige Folge der beiden in den Jahren 1835 und 1838 erschienenen Merckischen Briefsammlungen.* Hrsg. von Karl Wagner. Leipzig 1847, S. 271–274. Einen Vergleich des Ms. mit den von Merck überarbeiteten Passagen bietet Ujvári (Anm. 1), S. 100 f.

5 Wagner 1847 (Anm. 4), S. 271. Bei dieser „Nachschrift" handelt es sich um einen Zusatz Stracks zu einem Brief Tischbeins aus Neapel an Merck vom 29. Juni 1790, in dem dieser berichtet, daß sein Vetter Strack „jetzt hier" sei und „recht fleißig" male. Strack selbst läßt Merck wissen, „daß mir Italien über alle Maßen wohlgefällt, und ich werde mir einmal die Freyheit nehmen, Ihnen eine kleine Beschreibung der interessantesten Gegenden zu machen" (*Briefe an Johann Heinrich Merck von Göthe, Wieland und anderen Zeitgenossen.* Hrsg. von Karl Wagner. Darmstadt 1835, S. 514). Daß diese Ankündigung einer „kleinen Beschreibung" – zumal der „interessantesten Gegenden" und nicht Kunstwerke! – sich nicht auf das Schreiben vom 30. Juni 1787 beziehen kann, hat Wagner offenbar übersehen.

6 Siehe Oldenburgische Blätter 39 (1819), Sp. 615 f.; Neuer Nekrolog der Deutschen 14 (1836). 1. Teil. Weimar 1838, S. 86–92; hier S. 88 f.; Fr. Müller: *Die Künstler aller Zeiten und Völker.* Bd. 3. Stuttgart 1864, S. 615 f.; *Allgemeine Deutsche Biographie.* Auf Veranlassung [...] Seiner Majestät des Königs von Bayern Maximilian II. hrsg. durch die Historische Commission bei der Königlichen Akademie der Wissenschaften. Bd. 36. Leipzig 1893, S. 486; *Allgemeines Künstler-Lexikon. Leben und Werke der berühmtesten bildenden Künstler.* Hrsg. von Hans Wolfgang Singer. Bd. 4. Frankfurt/M. ³1901, S. 352. Vgl. auch Hermann Knackfuß: *Geschichte der Königlichen Kunstakademie zu Kassel. Aus den Akten der Akademie zusammengestellt.* Kassel 1908, S. 83. Während die *Allgemeine Deutsche Biographie* und der *Nekrolog* das Jahr 1788 für den Zuschlag des alle drei Jahre ausgeschriebenen Reisestipendiums nennen, wurde dieses Knackfuß zufolge „nach Bericht und auf Vorschlag der Akademie" sogar erst im Mai 1789 von Landgraf Wilhelm IX. an Strack sowie den Miniaturmaler Konrad Westermayer (1765–1834) verliehen. Alle genannten Quellen stimmen jedoch darin überein, daß Strack erst „mit dem Frühjahr 1789" nach Rom aufbrach.

in das Jahr 1787 fallen müßte. Während Thieme-Beckers *Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler* (1938) mit Hinweis auf den Brief an Merck die erste Variante vertritt, dabei jedoch den frühen Quellen widersprechen muß,[7] ist neuerdings, im Katalog der Ausstellung *Sehnsucht nach dem Süden. Oldenburger Maler sehen Italien* (Oldenburg 2000), die zweite Variante als Lösung des biographischen Dilemmas vorgeschlagen worden, wobei sich allerdings keine weiteren Belege für einen ersten Italienaufenthalt Stracks finden lassen.[8]

Es ist indes fraglich, ob es solcher gewundener und dabei wenig überzeugender Konstruktionen bedarf, um den Widerspruch zwischen dem Düsseldorfer Manuskript als Zeugnis für Stracks Anwesenheit im Rom des Jahres 1787 und seiner von den Quellen erst für das Jahr 1789 belegten Ankunft aufzulösen. Mehrere Hinweise deuten darauf, daß Manuskript und Druckfassung der im *Teutschen Merkur* erschienenen Beschreibung des Tischbeinschen Gemäldes gar nicht von Ludwig Philipp Strack, sondern tatsächlich von dem damaligen Cicerone und späteren Professor an der Berliner Universität Aloys Hirt (1759–1837) stammen, der unter den kunstinteressierten und -gelehrten Deutschen, die sich in den späten 1780er Jahren in Rom aufhielten, eine besondere Stellung einnahm.[9] Es war Hirt, der sowohl Goethe als auch Herder durch Rom führte und der in den Jahren 1789 bis 1791 gemeinsam mit Karl Philipp Moritz die Zeitschrift *Italien und Deutschland* herausgeben sollte, in der sich mehrere Aufsätze von seiner Hand über zeitgenössische Künstler wie z. B. Drouais, Dannecker, Scheffauer und Trippel finden. Hirt lebte bereits seit 1782 in Italien. Er kehrte erst 1796 nach Deutschland zurück und hielt sich also im Jahre 1787 nach wie vor in Rom auf, wo er neben Goethe auch mit dem anderen Protagonisten der Beschreibung, dem Maler Tischbein, verkehrte.[10]

Wichtigster Beleg für die hier vertretene These, daß Hirt der Verfasser der berühmten Gemäldebeschreibung ist, ist ein Brief, den Johann Heinrich Merck an den damaligen Herausgeber des *Teutschen Merkur*, Christoph Martin Wieland, richtete. Unter den zahlreichen Personen, mit denen Wieland korrespondierte, kommt Merck insofern eine besondere Bedeutung zu, als er neben eigenen Beiträgen immer wieder auch Arbeiten anderer Verfasser an seinen „lieben Herrn Bruder" sandte, die dieser, sofern möglich, in den *Merkur* einrücken sollte. Vom 19. Februar 1788 nun ist ein Brief Mercks überliefert, in dem er Wieland wissen läßt, daß die seinem Schreiben „beygelegte[n] Nachrichten" ihm „von H. Hirt mitge-

---

7 „1787 (nicht 1789, wie häufig angegeben [Brief S.s vom 30. 6. 1787 aus Rom an Joh. Heinr. Merck über das Tischbeinsche Goethebildnis]) brach er mit dem Landschafter Fr. Chr. Reinermann nach Rom auf" (Thieme-Becker: *Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart.* Bd. 32. Leipzig 1938, S. 144).

8 Siehe den Beitrag zu Stracks *Leben und Werk* von Silke Liesenfeld im Ausstellungskatalog *Sehnsucht nach dem Süden. Oldenburger Maler sehen Italien.* Sonderausstellung des Landesmuseums im Oldenburger Schloß vom 5. Mai bis 19. November 2000. Oldenburg 2000, S. 155 f. u. S. 183 f. (Zeittafel).

9 Siehe den Brief Maler Müllers an Heinse, 17. 4. 1787; in: *Friedrich Müller, genannt Maler Müller, Briefwechsel.* Kritische Ausgabe. Hrsg. von Rolf Paulus u. Gerhard Sauder. Teil 1: *Briefwechsel 1773–1811.* Heidelberg 1998, S. 119.

10 Zu Hirt siehe den Eintrag von Wolfgang Frhr. von Löhneysen in: *Neue Deutsche Biographie.* Bd. 9. Berlin 1972, S. 234 f. (mit weiterer Literatur) sowie Jürgen Zimmer: *Nachrichten über Aloys Hirt und Bibliographie seiner gedruckten Schriften.* In: Jb. der Berliner Museen N. F. 41 (1999), S. 133–194. Zu Hirts römischer Zeit siehe u. a. Julius Vogel: *Aus Goethes Römischen Tagen. Kultur- und kunstgeschichtliche Studien zur Lebensgeschichte des Dichters.* Leipzig 1905, S. 243 ff.; Friedrich Noack: *Deutsches Leben in Rom 1700–1900.* Stuttgart, Berlin 1907, S. 119 u. passim.

theilt worden" seien und Tischbein „zug*leich* gebeten [habe], daß man seiner in einem Deutschen Journal wieder Einmal gedächte". Er selbst, so Merck weiter, habe „einige kleine Schnizzen hinzugethan, um meinem würdigen Freunde, dem Sohne des berühmten Camper ein kleines Denkmal zu sezen, das nichts der Wahrheit entgegengesetztes" enthalte, und fügt an: „Mir geschieht ein grosser Dienst, wenn Dieses Alles in irgend einer Ecke des Vacui des D*eutschen* M*erkur* Plaz finden kann; u. z w a r b a l d".[11]

Daß Hirt sich mit seinem Manuskript an Merck wandte, überrascht nicht, hatte dieser doch schon zuvor einige Arbeiten Hirts, mit dem er spätestens seit 1785 in Kontakt stand, an Wieland vermittelt.[12] Zeugnis dafür sind drei im *Teutschen Merkur* erschienene „Briefe aus Rom", in denen Hirt bereits 1785/86 über die neuesten Werke von Angelika Kaufmann, Albrecht Christoph Dies und Jacques-Louis David sowie – nicht zuletzt – über Tischbeins „in Rom verfertigtes Gemählde" *Konradin von Schwaben* berichtet hatte.[13]

Bekanntlich hat auch Goethe in einem Brief an Wieland vom 17. November 1786 Hirt als Mitarbeiter für den *Teutschen Merkur* empfohlen. Außer über antike Kunstwerke, den römischen Kunsthandel und die dortigen Kunstsammlungen könne Hirt, so schlug er Wieland vor, u. a. auch von „Wercken lebender Künstler die theils in Rom seßhaft sind theils, sich daselbst eine Zeitlang aufhalten, in allen Theilen der Kunst" berichten.[14]

Auch wenn Wieland Goethes „Anerbieten", Hirt zu einem festen Mitarbeiter des *Merkur* zu machen, ablehnte,[15] so bedeutete dies offenbar nicht, daß er Beiträge Hirts generell abzulehnen gedachte: So entschied er sich im Falle der von Merck übersandten „Nachrichten", diese in den *Merkur* aufzunehmen. Schon im Märzheft der Zeitschrift erschien die mit dem Datum des 30. August 1787 versehene Beschreibung der neuesten Arbeiten Tischbeins sowie, in der fingierten Form eines auf den 30. Dezember 1787 datierten Briefes, die von Merck ebenfalls erwähnten eigenen „Schnizzen", beide unter der Rubrik *Auszüge aus Briefen von Rom* und ohne Nennung der Verfassernamen.

Offenbar allein aufgrund der zeitlichen Koinzidenz von Mercks Schreiben an Wieland vom 19. Februar und der Publikation der beiden „Auszüge aus Briefen von Rom" im Märzheft des *Merkur* haben bereits Herbert Kraft wie auch Thomas C. Starnes und Uta Motschmann stillschweigend Hirt als Verfasser der Beschreibung von Tischbeins Gemälde angenommen, ohne jedoch auf das in Düsseldorf aufbewahrte Manuskript einzugehen, das von der literatur- und kunstgeschichtlichen Forschung nach wie vor Strack zugeschrieben wird.[16] Dabei lassen sich mehrere Argumente dafür anführen, daß das dem gedruckten Text zugrundeliegende Manuskript in der Tat von Aloys Hirt stammt.

---

11 Merck an Wieland, 19. 2. 1788; zit. nach: *Wielands Briefwechsel.* Hrsg. von der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften durch Siegfried Scheibe. Bd. 9/1 (bearbeitet von Uta Motschmann). Berlin 1996, S. 399.

12 Siehe das Antwortschreiben Wielands an Merck, 5. 12. 1785; in: *Wielands Briefwechsel* (Anm. 11), S. 101.

13 *Briefe aus Rom, hauptsächlich neue Werke jetzt daselbst lebender Künstler betreffend [1–3].* In: *Der Teutsche Merkur vom Jahre 1785.* Hrsg. von Chr[istoph] M[artin] Wieland. Weimar 1785, 4. Vj., Dezember, S. 251–267; *Der Teutsche Merkur vom Jahre 1786.* 1. Vj., Januar, S. 69–82; *Der Teutsche Merkur vom Jahre 1786.* 1. Vj., Februar, S. 169–186. Vgl. dazu Zimmer (Anm. 10), S. 168 f.

14 *Wielands Briefwechsel* (Anm. 11), S. 195 f.

15 Wieland an Merck, 17. 12. 1786; zit. nach: *Wielands Briefwechsel* (Anm. 11), S. 210.

16 *Johann Heinrich Merck. Briefe.* Hrsg. von Herbert Kraft. Frankfurt/M. 1968, S. 796; Thomas C. Starnes: *Christoph Martin Wieland. Leben und Werk.* 3 Bde. Bd. 2: *„Der berühmteste Mann in Deutschland"*

Hält man das Düsseldorfer Manuskript neben das von Hirt wohl im selben Jahr für Goethe zusammengestellte *Verzeichniß der bekanntesten jetztlebenden Künstler in Rom*, so ist die Ähnlichkeit der Handschriften unverkennbar; sie ist nicht nur auf das allgemeine Erscheinungsbild beschränkt, sondern läßt sich auch an der graphisch nahezu identischen Schreibung zahlreicher Wörter festmachen. Gleiches gilt für einen nur etwa ein Jahr später verfaßten Brief Hirts an Goethe vom 23. August 1788.[17] Doch nicht nur paläographische, auch inhaltliche bzw. stilistische Gründe sprechen dafür, in Hirt den Verfasser der Nachricht über Tischbeins neueste Arbeiten zu sehen. Neben der an Winckelmanns *Geschichte der Kunst* orientierten, durchaus gelehrten Beschreibung der auf dem Bild versammelten Antiken legt dies insbesondere der wiederholte Gebrauch des Wortes „karakteristisch" nahe, das zu den für den „Charakteristiker" Hirt typischen Vokabeln gehört.[18] Der Begriff des „Karakteristischen" sollte zwar erst fast zehn Jahre später durch Hirts in Schillers *Horen* publizierte Aufsätze über das Kunstschöne und den Laokoon berühmt werden. Daß Hirt diesen Begriff gleichwohl bereits Ende der 1780er Jahre im Mund geführt hat, belegt ein Brief von seiner Hand an Goethe vom April 1789, in dem er davon spricht, daß „Bedeutung, Karakteristik, Wahrheit" das „erste Grundgesez der bildenden Künste" seien.[19]

Schließlich fällt der Name Hirts in dem Text Mercks, der direkt auf den Brief über die neuesten Arbeiten Tischbeins folgt und wie dieser unter die Rubrik *Auszüge aus Briefen von*

1784–1799. Sigmaringen 1987, S. 128, Fußnote 11; *Wielands Briefwechsel* (Anm. 11), S. 490 f. Vgl. neuerdings auch Norbert Christian Wolf: *Streitbare Ästhetik. Goethes kunst- und literaturtheoretische Schriften 1771–1789*. Tübingen 2001, S. 263 u. S. 522. Dagegen führt Zimmer (Anm. 10) diesen Text in seiner Bibliographie der gedruckten Schriften Hirts nicht an, womit er einem Schriftenverzeichnis Hirts aus dem Jahre 1826 folgt (*Verzeichniss im Jahre 1825 in Berlin lebender Schriftsteller und ihrer Werke. Aus den von ihnen selbst entworfenen oder revidierten Artikeln zusammengestellt und zu einem milden Zwecke herausgegeben*. Berlin 1826, S. 107–109). Die Tatsache, daß sich der Bericht über Tischbeins Goethe-Bild in diesem Verzeichnis nicht findet, darf jedoch nicht überbewertet werden, da die Liste zumindest im Bereich der Zeitschriftenaufsätze unvollständig ist. So findet sich zum Beispiel kein Hinweis auf Hirts Aufsatz *Das Bildniß von Göthe, gemalt von F. Büry*, erschienen in: *Berlinisches Archiv der Zeit und ihres Geschmacks*. September 1800, S. 232–241.

17 Das undatierte handschriftliche *Verzeichniß* Hirts hat Johann Heinrich Meyer in seinem Nachlaß aufbewahrt (Goethe- und Schiller-Archiv Weimar, Signatur 64/111,1). Der Text von Hirts Brief an Goethe vom 23. August 1788 (Goethe- und Schiller-Archiv Weimar, Signatur 28/1041, S. 175–178) findet sich abgedr. in Harnack (Anm. 19), S. 52–54. Man vergleiche z. B. die Schreibung der in beiden Texten vorkommenden Worte „Attitude" und „Künstler". Frühere Briefe von der Hand Hirts scheinen nicht überliefert zu sein.

18 „Tischbein hatte also alle Muße, die Züge und den Charakter seines Gastfreundes zu studiren"; zit. nach der orthographisch zum Teil korrigierten Transkription von Wagner 1847 (Anm. 4), S. 273. Vgl. ebd.: „Der Künstler hat sich bemüht die Ähnlichkeit und die charakteristischen Züge seines Urbildes so viel [wie] möglich zu treffen" (ebd., S. 274). – Schon zuvor, im Abschnitt über das Bild *Des Mannes Stärke*, hatte es geheißen: „Man sieht zwey solcher Natur-Menschen, deren Gestalt derjenigen charakteristischen der Helden der Alten gleichkömmt" (ebd., S. 272).

19 Hirt an Goethe, 4. 4. 1789; zit. nach: Otto Harnack (Hrsg.): *Zur Nachgeschichte der italienischen Reise. Goethes Briefwechsel mit Freunden und Kunstgenossen in Italien 1788–1790*. Weimar 1890, S. 163. – Zu Hirts Lehre von der Charakteristik siehe neuerdings: Alessandro Costazza: *Das „Charakteristische" als ästhetische Kategorie der deutschen Klassik. Eine Diskussion zwischen Hirt, Fernow und Goethe nach 200 Jahren*. In: Jb. der Deutschen Schillergesellschaft 42 (1998), S. 64–94 (dort auch eine kritische Zusammenstellung der älteren Literatur).

Rom gehört.[20] Bei diesem Text handelt es sich, wie gesagt, um die von Merck in seinem oben zitierten Schreiben an Wieland erwähnten „Schnizzen", mit denen er „dem Sohne des berühmten Camper ein kleines Denkmal" setzen wollte. Auch wenn Merck selbst nie in Rom war, so enthält sein fiktiver Brief doch „nichts", wie er schreibt, „der Wahrheit entgegengeseztes", insofern Adrian Gilles Camper, Sohn des mit Merck befreundeten Anatomen Petrus Camper, sich 1788 tatsächlich in Rom aufgehalten hatte und dort u. a. mit Goethe zusammengetroffen war. Dem Briefbericht über das Zusammentreffen mit dem jungen Camper fügte Merck nun eine Bemerkung an, die vom Inhalt her gänzlich unmotiviert scheint, durch einen Absatz jedoch eigens hervorgehoben ist: Hinter der Maske eines fiktiven Ichs behauptet Merck hier, daß er Camper „die besondere Verbindlichkeit schuldig" sei, ihn „mit Herrn Hirt, einem teutschen sehr geschickten Antiquar, bekannt gemacht" zu haben, den er „allen Fremden, besonders denen von unserer Nation, mit Nachdruck empfehlen" könne. Nicht zuletzt Goethe, „der berühmte Verfasser des Göz von Berlichingen", habe sich „seiner Führung anfangs [...] überlassen".[21] Die Nennung Hirts, dessen Kenntnisse als Cicerone hier unverhohlen angepriesen werden, läßt sich als verdeckter, dabei jedoch unmißverständlicher Hinweis auf Hirt als Verfasser des unmittelbar zuvor abgedruckten Briefes verstehen – als Hinweis, dem damit der Charakter einer versteckten Signatur zukommt. Neben die briefliche Äußerung Mercks an Wieland, daß die von ihm „beygelegten Nachrichten" von Hirt stammten, dem Befund der Handschrift und dem kunsthistorisch wie auch -theoretisch einschlägigen Vokabular des Textes tritt somit auch ein textimmanenter Beleg für die These, daß die im *Teutschen Merkur* veröffentlichte Nachricht über Tischbeins Gemälde *Goethe in der Campagna di Roma* nicht von Ludwig Philipp Strack, sondern von Aloys Hirt stammt.

Wenn Hirt die Beschreibung der Tischbeinschen Gemälde tatsächlich, wie hier vorgeschlagen, an Merck geschickt hat, um sie im *Teutschen Merkur* veröffentlichen zu lassen, so bedeutet dies aber auch, daß das im Düsseldorfer Goethe-Museum aufbewahrte Schreiben kein Brief im eigentlichen Sinne, sondern ein Manuskript Hirts ist, das einem an Merck gerichteten Brief beigelegt war.[22] Diese Erklärung läßt auch verständlich werden, warum dem auf vier Seiten eines einfach gefalteten Bogens niedergeschriebenen Text sowohl die Anrede als auch der für einen Brief übliche Schluß samt Unterschrift fehlen. Der vermeintlich persönliche Brief ist also keinesfalls unvollständig überliefert, wie Wagner 1847 spekuliert hatte; als von Anfang an zur Veröffentlichung gedachtes fiktives Schreiben ist der Text durchaus vollständig.

Die hier vorgeschlagene Neuzuschreibung der Nachricht über Tischbeins berühmtes Goethe-Porträt an Aloys Hirt erlaubt es nicht nur, die durch die bisherige Zuschreibung bedingten Widersprüche in der Biographie Ludwig Philipp Stracks aufzulösen, die in der Kunstgeschichte immer wieder für Verwirrung gesorgt haben. Tatsächlich dürfte Strack wohl erst im Jahre 1789 gemeinsam mit dem Landschaftsmaler Friedrich Christian Reinermann (1764–1835) nach Italien gereist und mit Tischbein erst im Jahre 1790 in Neapel zusammengetroffen sein.[23] Mit der Neuzuschreibung wird zudem ein wichtiger Quellentext der Kunst- und Literaturgeschichte des Klassizismus einem Verfasser wiedergegeben, der

---

20 *Auszüge aus Briefen von Rom* (Anm. 3), S. 271–273. Vgl. dagegen Kraft und Starnes (Anm. 16), die behaupten, daß Merck den Text nicht vollendet habe.

21 Ebd., S. 272 f.

22 Allem Anschein nach handelt es sich dabei um den Brief Tischbeins an Merck aus Neapel, 10. 10. 1787, in dem Tischbein auf die beigelegte Beschreibung zweier Bilder von ihm hinweist. Siehe Wagner 1835 (Anm. 5), S. 509 f.

23 Siehe den bereits oben (Anm. 5) zit. Brief Tischbeins an Merck, 29. 6. 1790.

von der Forschung lange Zeit vernachlässigt worden ist, von Goethe jedoch trotz „oftmaliger verschiedener Meinung" zeitlebens geschätzt wurde.[24] In einem Brief vom 12. August 1827, in dem er sich bei Hirt für die Übersendung der letzten Bände von dessen *Geschichte der Baukunst* (Berlin 1827) bedankt, läßt Goethe seinen ehemaligen Cicerone wissen: „Nun erinnert mich das übersendete Werk aufs angenehmste an gemeinsamen Eintritt in das Kunstgebiet; es giebt Zeugniss von fortwährendem parallelen Handeln und Bemühen, von convergirendem und begleitendem Thun und Wirken".[25] Ein Werk mit vergleichbarem Zeugnischarakter ist auch die 1787 verfaßte Beschreibung von Tischbeins berühmtem Gemälde *Goethe in der Campagna di Roma*, die am Anfang einer mehr als vierzigjährigen Bekanntschaft steht und zugleich, gemeinsam mit dem *Verzeichniß der bekanntesten jetztlebenden Künstler in Rom*, als der früheste handschriftlich überlieferte Text Hirts gelten muß.

---

[24] So Goethe an Zelter, 6. 2. 1827 (MA 20.1, S. 964). Erst in jüngster Zeit scheint der immerhin von Hegel in seinen *Vorlesungen über die Ästhetik* als „einer der größten wahrhaften Kunstkenner unserer Zeit" bezeichnete Hirt wieder das Interesse der Forschung auf sich ziehen zu können. So wurde im April 2000 unter dem Titel *Studium Antiquitatis Omnigenae* in der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften eine von Conrad Wiedemann und Claudia Sedlarz organisierte Tagung über Aloys Hirt als „Archäologe, Historiker, Kunstkenner" veranstaltet, deren Beiträge in einem Tagungsband publiziert werden sollen. – Hirt ist auch der Ausgangspunkt einer von Vf. vorbereiteten Dissertation, die sich der von Winckelmann verurteilten „Nachahmung des Gewaltsamen" als Problem der klassizistischen Kunsttheorie und -praxis um 1800 widmet. In diesem Zusammenhang werden Hirts in den *Horen* veröffentlichte Aufsätze über die Laokoongruppe und andere Werke der antiken Kunst als – klassizismusinterne – Provokation begriffen, die die vor allem in den *Propyläen* dargelegte Kunsttheorie der Weimarischen Kunstfreunde in entscheidender Weise beeinflußt hat.

[25] Goethe an Hirt, 12. 8. 1827; zit. nach: GJb 1894, S. 80 f.

RUTH RAHMEYER

Abschied in Freundschaft

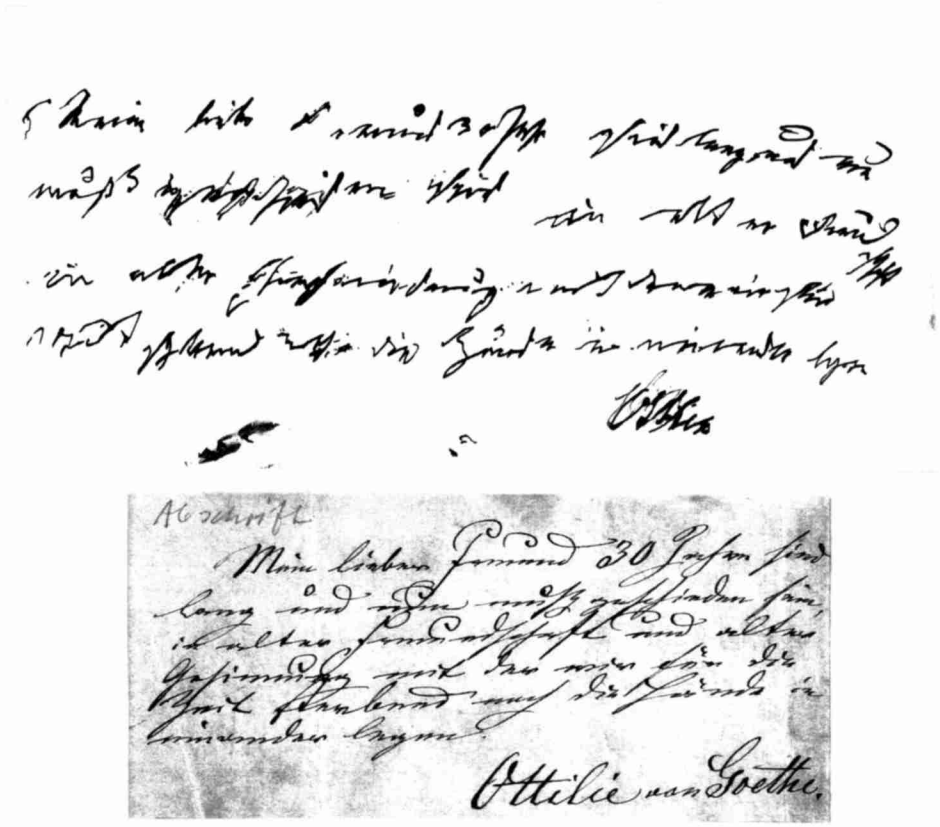
Ottilie von Goethe zum 130. Todestag (31. 10. 1796 – 26. 10. 1872)

Noch am Todestag Ottilie von Goethes gaben ihre Söhne Walther und Wolfgang ein Telegramm an „Dr. Gustav Kühne Hosterwitz bei Dresden" auf, um damit einen langjährigen Freund Ottilies von deren Ableben zu unterrichten. Am 6. November ging ein Kuvert mit dem Vermerk, daß es eigenhändig vom Adressaten zu öffnen sei, an dieselbe Anschrift. Es enthielt den letzten handschriftlichen Gruß Ottilies an Gustav Kühne, geschrieben auf dem Sterbebett, mit einiger Wahrscheinlichkeit auch eine Abschrift dieses Textes sowie einen Begleitbrief der Söhne, unterzeichnet: Walther von Goethe.[1] Nachfolgend werden alle drei Dokumente in Transkription wiedergegeben:

Mein lieber Freund 30 Jahr sind lang, und nun
muß geschieden sein in alter Freundschaft
in alter Empfindung mit denen wir für
mit dank dir für
[x xxx] szitternd[?] noch[?] die Hände in einander legen
Ottilie

---

[1] Die hier erstmals publizierten drei Autographen bildeten zusammen mit dem im Text erwähnten Telegramm und zugehörigen Umschlägen ein Konvolut, das vom Baseler Haus der Bücher im Katalog Nr. 67 (Nr. 102) unter dem Titel *Die letzten Zeilen* 1991 angeboten und vom jetzigen Besitzer erworben wurde. Die Provenienz dieses Konvoluts gibt einige Rätsel auf. Es ist nicht zweifelsfrei festzustellen, ob die Schriftstücke direkt aus Kühnes Nachlaß oder, durch Sammler ergänzt, auf Zwischenstationen an das Haus der Bücher gelangt sind. Vieles spricht dafür, daß Kühne Ottilies Niederschrift zusammen mit der Abschrift und dem Begleitbrief erhalten hat und daß die Abschrift von Walther von Goethe veranlaßt worden ist; von seiner Hand, das läßt ein Handschriftenvergleich erkennen, stammt möglicherweise die Unterschrift, nicht aber der vorausgehende Text. Dessen Abschreiber konnte bislang nicht ermittelt werden. Letztlich muß auch offenbleiben, warum der Schreiber in den Wortlaut eingriff, zum Beispiel das (recht deutlich lesbare) Wort „Empfindung" in „Gesinnung" verwandelte, und warum Walther von Goethe dies tolerierte und verantwortete. Die Vermutung liegt nahe, daß der Sohn die letzten Zeilen seiner Mutter dem Freund in Dresden als „gereinigtes" Dokument unwandelbarer Freundschaft anvertrauen wollte. Ob er darüber hinaus das geistige Bündnis zwischen seiner Mutter und Gustav Kühne post mortem befestigen wollte, kann allenfalls vermutet werden. – Verfasserin und Herausgeber danken Herrn Professor Dr. ing. Dr. h. c. mult. Walter Henn, dem Besitzer der Autographen, für die freundliche Erlaubnis, die Dokumente im Goethe-Jahrbuch publizieren zu dürfen, Herrn Professor Dr. Gerhard Schmid für das Entziffern der Handschrift Ottilies und seine wertvollen Hinweise.



Abschrift

Mein liebes Freund 30 Jahre sind
lang und schön miteinander sind
ich weiß sind schafft und weiß
Gesinnung mit das wir sie
Hand fortlebend auf die Hände
einander legen.

Ottilie von Goethe.

Abb. 11
Reproduktion der Handschrift Ottilie von Goethes und einer sinngemäßen Übertragung des Textes von unbekannter Hand

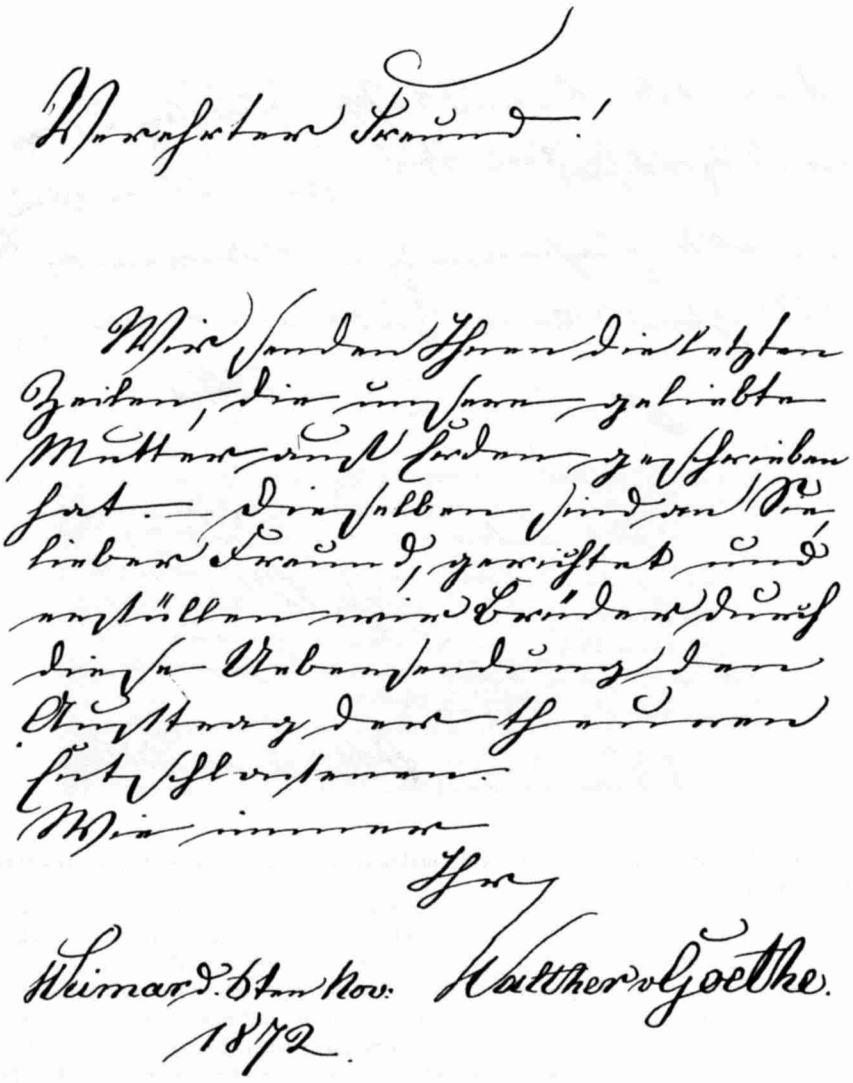


Abb. 12
Brief Walther von Goethes an Gustav Kühne, 6. November 1872

Mein lieber Freund 30 Jahre sind
lang und nun muß geschieden sein,
in alter Freundschaft und alter
Gesinnung mit der wir für die
Zeit sterbend noch die Hände in
einander legen.
Ottilie von Goethe.

Verehrter Freund!
Wir senden Ihnen die letzten
Zeilen, die unsere geliebte
Mutter auf Erden geschrieben
hat. – Dieselben sind an Sie,
lieber Freund, gerichtet und
erfüllen wir Brüder durch
diese Uebersendung den
Auftrag der theuren
Entschlafenen.
Wie immer
Ihr
Weimar d. 6ten Nov: Walther vGoethe.
1872.

Die hier erstmals publizierten Autographen veranlaßten uns, der Schwiegertochter Goethes zu gedenken und gleichzeitig ihren Freund Gustav Kühne einem unverdienten Vergessenwerden zu entziehen. Wer war er, und was verband ihn mehr als dreißig Jahre mit Ottilie von Goethe?

Persönlich lernte sie den Schriftsteller Gustav Kühne (1806–1888) in Leipzig kennen, als ihr Sohn Walther von Oktober 1836 bis Frühjahr 1838 dort bei Felix Mendelssohn Bartholdy Musik, an der Universität Philosophie studierte und zudem im selben Hause wohnte wie Kühne, damals Redakteur der vielgelesenen *Zeitung für die elegante Welt*. Anfangs wohnte Ottilie von Goethe nur gelegentlich in Leipzig, seit 1837 jedoch lebte sie hier fast ständig bis zu dem Zeitpunkt, an dem Walther von Goethe seine Studien vorzeitig abbrach.

Zur selben Zeit hielt sich auch Friedrich Fürst zu Schwarzenberg, Sohn des legendären Feldmarschalls[2], in Leipzig auf, wo Kühne ihn beim Kauf eines Grundstücks beriet, auf dem ein Ehrenmal für den „Sieger von Leipzig" errichtet werden sollte. Ottilie von Goethe war mit ihm seit 1833 bekannt, teilte seine Bewunderung für die Geschehnisse von 1813, als Preußen gemeinsam mit dem österreichischen Kaiserreich und den Heeren anderer Staaten

[2] Karl Philipp Fürst zu Schwarzenberg (1771–1820) war 1813 Oberbefehlshaber der gesamten verbündeten Streitkräfte in der Völkerschlacht bei Leipzig und begegnete in späteren Jahren mehrfach bei Kuraufenthalten in Karlsbad auch Goethe. Friedrich („Fritz") Fürst zu Schwarzenberg (1799–1870) schlug ebenfalls die militärische Laufbahn ein und trat auch mit literarischen Arbeiten hervor; vgl. Ruth Rahmeyer: *Ein Brief Ottilie von Goethes an Friedrich Fürst zu Schwarzenberg*. In: Jb. des Wiener Goethe-Vereins 94 (1990), S. 155 ff. Gustav Kühne: *Das Junge Deutschland. Erinnerungen*. In: Westermanns Monatshefte 50 (1881), S. 488 ff.

das Ende der Herrschaft Napoleons I. in Europa eingeleitet hatte. Sie war von Geburt und Gesinnung sozusagen bekennende Preußin und blieb es ihr Leben lang. In Ottilies Salon fanden sich Fürst Schwarzenberg und Kühne zu Gesprächen über Politik und Literatur ein. Zwischen ihnen entstand ein Freundschaftsverhältnis, das Bestand haben sollte.

Gustav Kühne hatte zusammen mit seinem Schulfreund Theodor Mundt in Berlin Philosophie studiert, in Erlangen bei Friedrich Rückert 1826 promoviert und redigierte seit 1835 die *Zeitung für die elegante Welt.* Durch ihn erfuhr Ottilie von Goethe von den Gesinnungen jener Schriftsteller, die sich in der Bewegung des „Jungen Deutschlands" zusammengefunden hatten. Ottilie sympathisierte mit diesen oppositionellen Literaten und ergriff 1837/38 in einem als Einblattdruck veröffentlichten Gedicht für die „Göttinger Sieben" Partei.[3]

Es lag in Ottilies Natur, daß ihre Sympathien für Kühne, der sie 1838 für eine Woche in Weimar besucht hatte, nicht im Bereich des Geistigen blieben. Obwohl ein Jahrzehnt älter als Kühne, hoffte sie offenbar, mit ihm eine Lebenspartnerschaft eingehen zu können. 1839 jedoch erfuhr sie von seiner Verlobung mit der 17jährigen Henriette Harkort und 1841, dann in Wien, durch Fürst Schwarzenberg von seiner Heirat.

Kühne verstand es jedoch, sich ihre Freundschaft zu erhalten, indem er ihr einige seiner literarischen Arbeiten[4] widmete und ihr so das Bewußtsein vermittelte, an seiner Tätigkeit als geistige Partnerin teilzuhaben. In der Tat war sie ihm zur Beschaffung wesentlicher Quellen nahezu unentbehrlich geworden. Die Redaktion der „Eleganten" gab Kühne 1859 auf – zu groß war der Konkurrenzdruck der anderen belletristischen Journale geworden. Seit den vierziger Jahren hatte er sich vor allem für die sozialen Belange seiner Schriftstellerkollegen eingesetzt. Er organisierte Zusammenkünfte Leipziger Autoren, veranstaltete Wohltätigkeitskonzerte zugunsten notleidender Künstler und Literaten, wurde 1842 Vorsitzender eines Vereins Leipziger Schriftsteller und richtete dort eine Unterstützungskasse ein. Bis 1845 hatte man aber nur eine Minderheit gewinnen können, so daß eine wirkungsvolle Berufsorganisation nicht zustande kommen konnte.

Ohne Zweifel gehörte Gustav Kühnes sozialpolitisches Engagement zu den Pioniertaten auf dem schwierigen Weg einer sozialen Sicherstellung für Journalisten und freie Schriftsteller. Er selbst sah sich seit 1857 finanzieller Sorgen ledig; eine Tante seiner Frau vermachte ihm ihr beträchtliches Vermögen. Kühne siedelte nach Dresden über und verbrachte dort als schriftstellernder Privatier die letzten Jahrzehnte seines Lebens, wohnhaft zunächst Große Plauensche Gasse 91, später in seiner Schweizerhaus-Villa in Hosterwitz. Er führte ein gastfreies Haus, in dem Schauspieler, Dichter und Künstler ein und aus gingen, und unternahm größere Auslandsreisen. Als Mitglied im Vorstand der Deutschen Schillerstiftung hielt er sein soziales Engagement für notleidende Schriftsteller aufrecht.

Ottilie von Goethe war zwischen 1853 und 1859 fast in jedem Jahr einige Zeit in Dresden, zumal ihr jüngerer Sohn Wolfgang als preußischer Legationsrat 1856 vom Vatikan in

---

[3] Katalog der Sammlung Kippenberg, Nr. 3464 (eigenhändige Niederschrift Ottilie von Goethes) und Nr. 3479 (Einblattdruck des Gedichts *Traurige Geschichte der Sieben*). Erster Band. Leipzig 1928. Vgl. Ruth Rahmeyer: *Ottilie von Goethe.* Stuttgart 1988, S. 215/216 (überarb. Neuaufl., Frankfurt 2002).

[4] *Klosternovellen.* 2 Bde. Leipzig 1838. – Diverse Dramen 1841–1848. – *Deutsche Männer und Frauen.* Leipzig 1851. Ottilie von Goethe gewidmet. – *Die Rebellen von Irland.* 2. umgearbeitete Auflage. Leipzig 1862. Ottilie von Goethe gewidmet.

Rom an den sächsischen Hof versetzt worden war. 1842 hatte Ottilie festen Wohnsitz in Wien genommen, und sie gab ihn erst 1866 beim Ausbruch des Preußisch-Österreichischen Krieges auf. 1868 hielt sie sich zum letzten Mal in Dresden auf. Wann immer „die alte Vagabundin", wie sie sich selbst einmal nannte, nach Dresden kam, glich ihr Domizil bald einem Taubenschlag, fanden sich geistvolle Männer unter ihren Gästen ein: so Carl Gustav Carus, als Naturforscher, Arzt, Maler und Schriftsteller bedeutend, einst Korrespondenzpartner Goethes, und natürlich Gustav Kühne. Carus wurde von Ottilie zu Vorträgen im kleinen, geselligen Rahmen eingeladen. Kühne kam allein zum Gespräch oder gemeinsam mit seiner Frau – der alte Groll war längst verflogen. Auch Ottilies Schwester Ulrike von Pogwisch stand mit dem Ehepaar Kühne in freundschaftlicher Verbindung.

Über Jahre der Trennung hinweg waren Ottilie von Goethe, Gustav Kühne und Fürst Schwarzenberg auch brieflich in Verbindung geblieben, und ihre Korrespondenz gewährt interessante Einblicke in ihr politisches Denken. Kühne hielt an den Idealen des „Jungen Deutschland" und der 48er fest. Unverblümt schrieb er 1866 an Ottilie: „Alles was ich je als deutscher Patriot gefühlt, gedacht, gethan, geschrieben, ist bankerott geworden, unnütz, lächerlich. [...] Ein Groß-Preußen ist mir kein Deutschland".[5] Im Jahr darauf hieß es in einem Brief Ottilie von Goethes an Friedrich Fürst zu Schwarzenberg: „[...] ich bin die alte, die treu Antheil nimmt an Allem was Sie betrifft. Ich verstehe nicht die Freundschaften die Schiffbruch leiden, und wollten Sie mich aufgeben so kann ich nur sagen, ich thue es nicht, sondern bleibe meiner alten Gesinnung treu".[6] Über allen politischen Meinungsverschiedenheiten stand für Ottilie die freundschaftliche Bindung. Später korrigierte sie ihren politischen Standpunkt. 1871 begrüßte sie die nun vollzogene „kleindeutsche" Reichseinigung unter Preußens Führung und war schließlich stolz, als Deutschlands Kaiserin Augusta, geborene Prinzessin von Sachsen-Weimar und ihr von Jugend an vertraut, sie im April 1872 in ihrer Mansarde im Haus am Frauenplan besuchte.

Das Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar besitzt 85 Briefe von Kühne an Ottilie aus den Jahren 1837 bis 1862 (152 Blatt, zum Teil undatiert) und 20 Briefe Ottilies an Kühne (41 Blatt, ebenfalls nicht in jedem Falle datiert) aus den Jahren 1838 bis 1861. Für die große Differenz im zahlenmäßigen Anteil beider Briefpartner an der Korrespondenz und vor allem für den Abbruch der Überlieferung im Jahre 1862 gibt es keine plausible Erklärung. Wir wissen, daß Ulrike von Pogwisch, seit 1864 Priorin des Klosters St. Johannis vor Schleswig, nach dem Tod ihrer Schwester deren Briefe von Gustav Kühne zurückgefordert hat. Möglicherweise besaß Kühne nicht mehr alle Briefe Ottilies oder gab sie nicht vollständig heraus. Denkbar ist aber auch, daß Ottilies Briefe vollständig zurückgegeben, dann aber von den Söhnen Walther und Wolfgang selektiert wurden; auch in anderen Fällen waren beide bemüht, Rücksicht auf noch lebende Zeitgenossen zu nehmen und auf die eigene Familie keinen Schatten fallen zu lassen. Daß das Abbrechen der Überlieferung von einem Erkalten der Beziehungen zwischen Ottilie und Gustav Kühne Zeugnis ablegen könnte, ist hingegen unwahrscheinlich. Dagegen spräche allein schon Ottilies letzte Mitteilung an Kühne im Angesicht des Todes, ein ergreifendes Zeugnis ihrer jahrzehntelangen Verbindung.

---

[5] Edgar Pierson (Hrsg.): *Gustav Kühne, sein Lebensbild und Briefwechsel mit Zeitgenossen.* Dresden u. Leipzig 1889, S. 256.

[6] Ruth Rahmeyer: *Ein Brief Ottilie von Goethes an Friedrich Fürst zu Schwarzenberg.* In: Jb. des Wiener Goethe-Vereins 94 (1990), S. 155 ff.

Am 18. Januar 1873 veröffentlichte Gustav Kühne in der *Beilage zur Allgemeinen Zeitung* einen Nekrolog für Ottilie von Goethe. Darin gab er nicht nur eine abgewogene Darstellung ihres Lebens, sondern suchte auch ihrem Charakter gerecht zu werden:

> Nie gab es eine Natur die sich aufrichtiger und unerschrockener zu dem bekannte was sie für recht, edel und menschenbeglückend hielt. [...] Das Evangelium das sie allen predigte, war Freiheit der Selbstbestimmung nach den Gesetzen einfach edler Natur. [...] Sie war von dem Glauben an ein Etwas erfüllt das über alle Confessionen in Religion, Politik und Nationalität hinwegragte, um allen Besonderheiten erst den eigentlichen Werth zu verleihen. Sie konnte für die Legenden katholischer Heiligen ebenso schwärmen, wie sie die Freiheit des Ichs und den kategorischen Imperativ des evangelischen Sittengesetzes für unverbrüchlich hielt. War dieß vielleicht ‚das ewig Weibliche', das dem Dichter im zweiten Fausttheil als ein welterlösendes Element erschien?[7]

[7] Gustav Kühne: *Ottilie von Goethe*. Beilage zur Allgemeinen Zeitung, Nr. 18, Sonnabend, 18. 1. 1873.